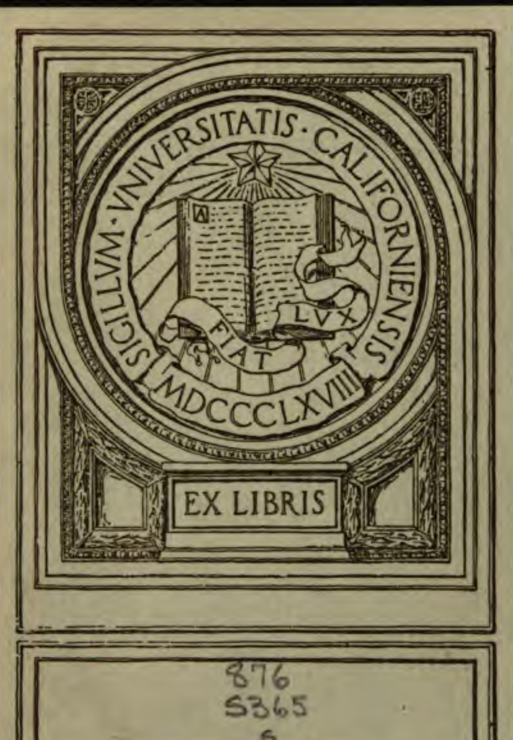
KARL SCHÖNHERR



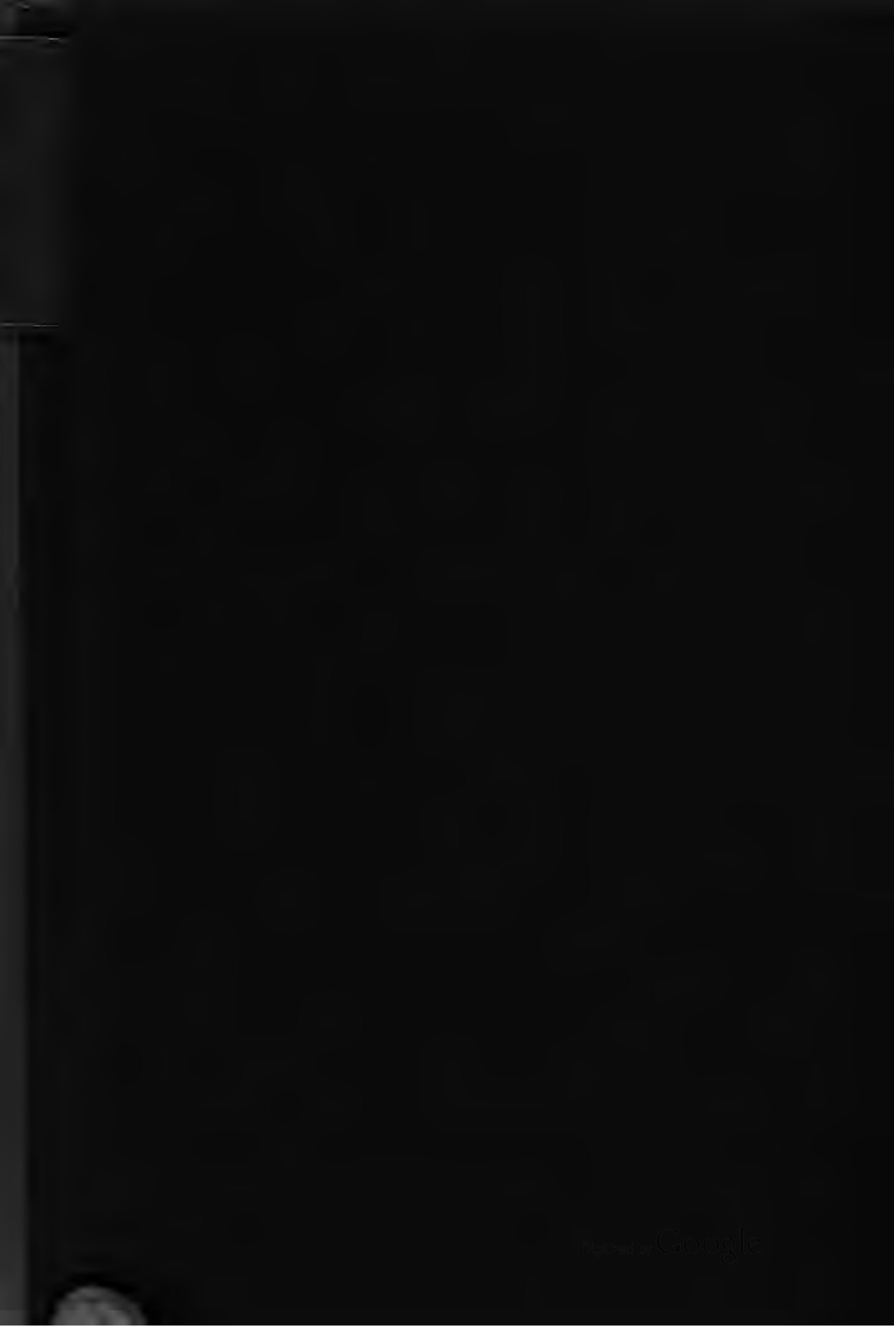
SCHULD-BUCH

VERLAG L. STAACKMANN LEIPZIG


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


Digitized by Google





Schuldbuch

Schuldbuch

von

Karl Schönherr



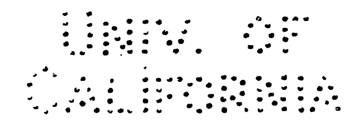
Neuntes bis elftes Tausend



Leipzig • Verlag von L. Staackmann

Carl Seifert, Buchdruckerei, Köstritz/Leipzig.

Inhalt



Gottes Schwiegermutter.

Die Mutter hatte Kinder und fühlte sich einsam.

Der „jüngere" war jahraus, jahrein auf der Universität, genannt die „hohe Studi"; und wenn er in den heißen Tagen des Hochsommers auf Ferien kam, fragten die guten Bekannten immer:

„Alsdann, Herr Schriftgelehrter, wie viel Papier ist denn heuer wieder draufgegangen?"

Im Laufe der Jahre aber lernten sie vernünftiger fragen, indem sie am Papier die erste Silbe verschluckten.

Dann der „ältere", der war gar schon Gesellpriester zu hinterst im Passeiertal und kriegte jeden Samstag einen Gulden und drei Zwanziger bar auf die Hand, Woche für Woche. Ja, der saß in der Wolle und stak im Winter im Schnee. Zum Glück dauert so ein Winter in Passeier nicht ewig, höchstens dreiviertel Jahr.

Und dann wurde eines Tages der große, braune Holzkoffer mit den drei Fächern und dem kunstvollen Vexierschloß vom Dachboden heruntergeholt und sorgsam vollgepackt für eine weite Reise. Nesthockerl, das liebe, lustige, rosige Mädl, ging fort, um niemals wiederzukehren. Gott wollte sie sich weihen. Das hatte ihr der Pater Angelus so herrlich schön ausgemalt. Und nun wollte sie sich vor der bösen Welt verschließen in ein streng versperrtes Frauenkloster. Und gar außer Land, weil wir in Tirol daheim keine Klösterlein haben.

Die Mutter weinte bitterlich, da sie wieder ein Kind verlor; aber der Pater Angelus verwies es ihr:

„Mutter; Ihr weint? Wieder ist eines aufgehoben mit Leib und Seele, für Zeit und Ewigkeit . . . und braucht sich nicht auf gut Glück herumzuschlagen in der lumpigen grundverderbten Welt! Auf den Knien danken sollt Ihr, Mutter, für die Gnade: Eure Tochter eine Braut Christi . . . könnt Ihr das fassen?"

„Wenn sie eine Braut Christi ist," lächelte die Mutter unter Tränen, „dann wär ja ich eigentlich gar . . . Gottes Schwiegermutter!"

Nun konnte die Mutter ihre Kinder nim-

mer segnen, wie sie es daheim jeden Abend getan. So machte sie allabendlich drei Kreuze in die Luft und sandte sie vom Stubenfenster aus in die Weite; das eine größte mit einem leisen Seufzer der Universität zu, eines gegen das felsige, windige Passeiertal und das dritte über die Grenze in die Fremde.

So oft nun der Mutter etwas glückte und ausging, schob sie den Erfolg auf das Kind im fernen Kloster.

Der gottgeweihte Gesellpriester im Passeiertal hätte Grund zur Eifersucht gehabt.

Aber zu verwundern braucht es einen nicht, wenn die Mutter dem Gebete eines jungen, fröhlichen Kindes, das sich dem Herrgott freiwillig zwischen vier Mauern gefangen gibt, besondere Kraft zuschreibt.

„Bin ja Gottes Schwiegermutter worden! So eine vornehme Verwandtschaft . . . ja, die spürt man!“

Freilich, wenn sie abends den Kindern die Kreuze nachgesandt hatte und anstatt zu schlafen in der leeren Kammer herumsaß, da mußte sie oft weinen; nur so zum Zeitvertreib:

„Wenn man halt Kinder hat und fühlt sich so mutterseelenallein!“

Als wieder einmal der Winter kam und der Holzbauer mit seinen kotigen Stiefeln ins Haus tappte, ob Langes oder Kurzgeschnittenes in den Schuppen komme, da herrschte sie ihn an:

„Nichts! Kein Langes und kein Kurzes! Gar nichts!"

„Soll sie meintwegen ihr Bettstatt verheizn!" murrte im Gehen der Bauer.

Das tat die Mutter auch. Allgemach wurde das Gerümpel im Hause kurz und klein gehackt. Mit dem Bügelladen kochte sie Kaffee und wärmte mit den alten „derlatterten" Stühlen den Ofen. Die guten Schränke und Kästen verkaufte sie den Nachbarsleuten.

Als auch die ewig „raunzende" Bettstatt zerlegt und verheizt war, da schlich sich Gottes Schwiegermutter bei Nacht und Nebel aus dem Heimatland fort, über die Grenze.

Auf der langen Fahrt im Nachtzug dachte sich die Mutter aus: Sie werde der Klosterpförtnerin nicht gleich sagen, wer sie sei, nur, ein Besuch aus Tirol sei da und wolle die Schwester Dominika sprechen. Und wenn die dann ins Sprechzimmer kommt und sieht ihre Mutter stehn — na, die wird Augen machen.

Als die Mutter in der Station ausstieg, sah sie vor dem Bahnhof einen Wagen stehn; in den stieg sie gleich ein, denn zu Fuß wäre es ihr zu langsam gegangen; und wenn man schon einmal Gottes Schwiegermutter ist, will man doch auch ein bißchen vornehm ins Kloster einfahren.

Nachdem sie zweidreimal den eisernen Glockengriff gezogen, wurde auf den Steinfliesen hinter der Klosterpforte ein müdes Geschlürfe wahrnehmbar. Die Pförtnerin öffnete das Tor ein wenig und fragte:

„Liebe Frau, was wünschen Sie?“

„Bitt, die Schwester Dominika zu rufen; ein Besuch aus Tirol wär da!“

„Ist nicht zu sprechen; wer tun Sie denn sein?“

Dachte sich die Mutter:

„Mit den Klosterleuten kann man schon gar kein Späßchen haben,“ und sagte gradwegs heraus:

„Die Mutter bin ich!“

Diese Worte zaubern plötzlich Leben in das welke Mienenspiel der Torwärtin.

„Ach, du lieber Gott,“ seufzte sie auf. „Die Mutter tun Sie sein? Bitt nur einen

Augenblick! Gleich werd ichs der ehrwürdigen Mutter Oberin melden!"

Hastig schob sie die Mutter in das Sprechzimmer und trippelte eilig davon. Sie schien froh, so schnell aus der beklemmenden Nähe zu kommen. Die Mutter aber dachte sich:

„Aha; der hab ich jetzt Füße gemacht!"

Und ließ kein Auge mehr vom Sprechgitter. Bald war in dem abgegitterten Raum des Sprechzimmers ein Rauschen vernehmbar und gleich darauf schob sich die behäbige, ehrwürdige Gestalt der Oberin mit dem weitausladenden, blühweißen Kopfschleier ans Sprechgitter vor.

„Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit. Amen!"

„So? Die Mutter sind Sie, liebe Frau? Nehmen Sie Platz. Ja?"

Sie räusperte ein Weilchen. Dann fing sie gedrückt an, während ihre Finger verlegen mit dem an der Lende hängenden Rosenkranz spielten:

„Denken Sie .... so ein fröhliches Kind, die Schwester Dominika, blühend wie eine Rose, ja; und vor drei Tagen fällt sie beim Frühchor zusammen, ja ..... und jetzt

liegt sie in der Zelle . . . Fieber über Fieber! Nicht weinen, liebes Mutterl, ja . . . es wird schon wieder gut werden . . . wir stehen alle in Gottes Hand, ja; ich hab selber schon zwei Lungenentzündungen durchgemacht . . . und da schauen Sie mich an . . . ."

Und sie reckte ihre kräftige Gestalt nach allen Richtungen, um die Mutter von der Machtlosigkeit zweier Lungenentzündungen zu überzeugen.

„Mutterl! Der Doktor hat auch gute Hoffnung . . . . . er ist gerade bei ihr droben."

Draußen wurden grobe Tritte hörbar. Die Priorin lauschte gegen den Gang hinaus.

„Mir scheint, da kommt er eben zurück!"

Sie verschwand auf einen Augenblick durch die kleine Seitentüre, um gleich darauf wieder mit dem Doktor einzutreten.

„Sie sind also," begann dieser, „die Mutter von der . . . . na Teufel, wie heißt sie denn gleich" — ein Schnalzer mit dem Daumen kam seinem Gedächtnis zu Hilfe — „Dominika, ja! Na, zum Lachen ist der Fall gerade nicht!"

Die Mutter starrte mit ihren graublauen Augen in unsäglicher Angst den Doktor an.

„Papperlapapp!" wehrte der ab. „Ich

mein damit gar nichts! Junges Leben verträgt schon einen Puff! Nur nicht gleich verzagt! Abwarten, . . immer abwarten!"

Und summend trollte er sich zur Türe hinaus.

Die Mutter schien sich die längste Weile mit einem schüchternen „Dürft ich nit" oder „Ich möcht recht schön bitten" um irgendein Anliegen herumzudrücken.

„Aber ja, liebs Mutterl," drang die Oberin in sie. „Reden Sie nur . . . . was denn . . . . genieren Sie sich nur nicht!"

Und da rückte sie endlich heraus:

„Weiß wohl, es ist ein versperrtes Kloster mit strenger Klausur . . . . aber lassen Sie mich zu ihr in die Zelle hinein!"

„Aber von Herzen gern . . . . wenn nur die Klausur nit wär! Sie wissen, wir haben strenge Klausur . . . . leider . . . .

Also gedulden Sie sich acht, vierzehn Tage! Bis dort ist das arme Kind hoffentlich aus dem Ärgsten heraus und da lassen wir es auf einem Sessel zu Ihnen heruntertragen in das Sprechzimmer und da können Sie dann zusammen plaudern den ganzen Tag! Was hätten

Sie denn jetzt bei ihr droben, wo das arme Schwesterl im Fieber liegt und niemanden kennt, und nicht einmal weiß, obs Nacht ist oder Tag! Also Geduld, Mutterl, ja; Geduld!"

Die Mutter seufzte ein schweres „In Gottes Namen!" und fügte sich frommgläubigen Sinnes.

„Aber beten will ich," fuhr sie plötzlich auf, während ihr die Zähren über die Wangen liefen. „Tag und Nacht werd ich dem lieben Gott in die Ohren schreien und kein Frieden geb ich ihm und sekkieren werd ich ihn, bis er endlich sagt: Tun wir ihr den Gefallen, der bösen Schwiegermutter!"

Die Oberin hatte der Mutter ein an das Sprechzimmer anstoßendes Gastgemach als Wohnraum angewiesen. Es war ein freundliches, helles Stübchen mit blühweißen Gardinen und Blumen vor den Fenstern. Da richtete sie sich häuslich ein, spann und nähte, schluchzte und betete und malte sich das Wiedersehen aus, wenn sie ihr das abgezehrte Kind zum erstenmal „auf einen kleinen Plausch" von der Zelle herunterbrächten.

So oft sie den Doktor an die Pforte kommen

hörte, warf sie flugs alle Arbeit weg. Da nähte sie keinen Stich mehr zu Ende und strickte keine Masche aus. Im Nu war sie aus dem Stübchen und hinter ihm her. Während der vor der kleinen Klausurtüre ungeduldig auf das Aufsperren wartete, musterte ihn die Mutter mit neidischen Blicken:

„Mein Gott, haben Sie es gut, Herr Doktor!"

„So?" lachte der ärgerlich. „Tags nicht Zeit zum Essen, nachts keine Stunde Ruh! Teufel, hab ichs gut!"

Wenn sich dann die Klausurtür in den Angeln drehte, starrte sie mit gierigen Augen durch den Spalt in den dämmerigen Gang hinein und lauschte und lauschte, so lange noch des Arztes schwerer Tritt auf der Holztreppe hallte, die zu den Zellen führte ...

„So ein Doktor hats gut!"

Gottes Schwiegermutter stand auf den kalten Fliesen des Klosterganges und harrte mit klopfendem Herzen knapp vor dem „Türl", wie ein ausgesperrter Hund, bis der Doktor zurückkam. Dann durchsuchten ihre grauen Augen jedesmal angstvoll seine Miene und

durchstöberten jedes Fältchen auf seinem Gesicht.

„Frisch auf, Mutterl! Wir bringen sie durch! Sie werden schon sehen!“

Solche Worte malten eine jähe Röte auf ihre verhärmten Wangen. Und dann ging ein Fragen an, daß es nur so sprudelte.

„Ist sie recht bleich? — Keinen Tropfen Blut wird sie mehr im Gesicht haben, was? Und früher so eine schöne frische Farb gehabt! Fragt sie nach mir? Mein Gott ja, Sie wollen es mir nur nicht sagen!“

Der vielbeschäftigte Arzt sagte nur immer:

„Ja, ja! — Na, na! — Papperlapapp! — Freilich! — Mhm!“ und schielte sehnsüchtig nach der Pforte. Die Mutter hielt ihn aber immer wieder am Ärmel fest. Er mußte sich Schritt für Schritt bis zur großen Pforte durchkämpfen.

Dann schlurfte sie wieder fürchtend und hoffend in ihr Stübchen und bearbeitete den lieben Gott bis tief in die Nacht hinein:

‚Ich gib ihm keinen Frieden; ich laß ihm keine Ruh; der soll seine Schwiegermutter spüren!‘

Späterzu wurde der Doktor immer ver-

drießlicher und endlich so borstig wie ein Igel. Er konnte „die ewige Fragerei“ nicht leiden.

„Machen Sie mich nicht zuwider,“ fuhr er die Mutter an und fuchtelte mit den Händen in der Luft herum. „Verdammte Medizin! Ich hau noch alles zum Teufel, meiner Seel... lieber Steineklopfen ...“

Einmal kam er aus der kleinen Klausurtüre und sah nicht rechts noch links. Er sagte nichts, und die harrende Mutter fragte nichts. Sie sah ihm nur nach, wie er so murrig durch den Vorraum polterte. Als sein schwerer Tritt auf den kalten Steinfliesen verhallt, und die Türe ins Schloß gefallen war, da war es im Vorraum mäuschenstille; und doch schrie etwas fürchterlich auf.

Die Mutter lief zur Klosterglocke und riß an dem rostigen Griffe, daß es läutete wie zum Sturm.

Erschrocken eilte die Torwärtin herbei.

„Die Schwester Oberin soll kommen!“

Als die Schwester Oberin kam, sagte die Mutter:

„Ehrwürdige Schwester! Das Türl aufmachen! Es geht zu End!“

„Arme Mutter! Es ist hart.. hart! Aber

wir haben strenge Klausur. Tun Sie es aufopfern . . !"

„Ich kann nimmer!"

„Schaun Sie, Sie sind ja so ein frommes Mutterl! Denken Sie an die Schmerzensreiche, was die gelitten hat . . das Herz mit sieben Schwertern durchstochen . . !"

„Die hats leichter gehabt als ich! Hat unter dem Kreuz stehn dürfen bei ihrem Sohn! Aufsperren . . !"

„Aber wenn wir nicht dürfen! Sie haben es ja früher gewußt, daß unser Orden so streng ist! Opfern Sie es auf! Tun Sie es aufopfern und ergeben Sie sich in Gottes heiligsten Willen!"

Die Mutter wehrte mit der Hand den Wortschwall ab und sagte nur: „Schwester Oberin; Sie sind halt keine Mutter . . . ."

Die Klausurtüre blieb verriegelt.

Ja, es ist bei aller Ehre kein Spaß, mit Gott verschwiegert zu sein!

Nun umkreiste Gottes Schwiegermutter wie eine Diebin lauernd und spähend das Klösterlein mit den hellgetünchten Mauern und schlich das kleine, blinde Gäßchen entlang, an dem sich die Seitenfront dehnte.

Dort oben rechter Hand das schmale Fenster wars, mit dem herabgelassenen Vorhang aus grauem Tuch und dem matt durchschimmernden Lichterschein; die Mutter starrte mit zwei großsternigen, gierigen Raubtieraugen zum Fenster empor. Sie dehnte den Hals und stellte sich auf die Zehenspitzen; als wollte sie sich bis an das Sims hinan recken.

Dann trieb es sie wieder ruhelos zurück, hinein in den Schuppen. Und suchte da herum, ganz wirr und verloren, bis endlich der halbblöde Klosterknecht fragt:

„Was sucht denn die Frau Mutter?"

„Eine Leiter such ich, Jakob! Grad eine Leiter tu ich suchen!"

Da sagte der Knecht: „Wir haben kein Leiter; bei uns wird nit gefensterlt!"

Wieder irrte sie im dunkelnden Abend aufwärts, gegen das blinde Gäßchen und setzte sich unter das Fenster hin:

„Wenn ich ihr nur dürft die Kopfpolster zurecht richten! Die da drinnen wissen es ja nicht, wie sie es von klein auf gewohnt ist! Allweil so mehr links ist sie gelegen, so halb hoch, den obern Polster ein bissel zusammen-

gewurstelt und den untern vorgeschoben. Oh, so gut tät ichs wissen . ."

Gott holte seine junge Braut bald heim. Ihr Leben war wie ein Lerchenflug: Von der Erde weg jubilierend Gott preisend hoch auf in die Luft, und in jähem Flug wieder nieder in das Gras; lautlos in den Boden hinein.

Im kleinen Klosterkirchlein liegt die junge Schwester aufgebahrt; der schmucklose Sarg nach Ordensbrauch auf ebener Erde, der Deckel offen. Sie ruht im blühweißen Ordenskleid, an dem Kopfschleier ein kleines Myrtensträußchen — sie war ja Christi Braut — und um die zarten Finger den Rosenkranz gewunden; im Tode noch jung und schön. Die Leute aus der Umgebung kamen scharenweise zum „Weihbrunngeben".

Da sagte die Mutter zum Klosterknecht:

„Jakob, ich will auch hinauf in das Kirchlein; will sie sehen; du mußt mich begleiten!"

Drauf meinte der Knecht:

„Warum denn nicht? Ich geh schon mit!"

Und ging mit der Mutter.

Es begegneten der Mutter auf dem schmalen Weg zur Klosterkirche genug Leute; die wichen ihr zu beiden Seiten aus und drängten

sich an die Mauer, um ihr den Weg freizulassen. Als die Mutter in die dämmerige Kirche trat, stießen die Besucher einander mit den Ellbogen an, beendigten rasch ihre Gebete und drückten sich scheu zur Kirchtür hinaus. So neugierig und fürwitzig sonst Kirchenleute sind, es gelüstete niemand danach, diese Mutter mit ihrem Kinde zu belauschen.

Die Mutter trat auf den Sarg zu und rechtfertigte ihr spätes Kommen:

„Ich wär schon früher gekommen; aber sie haben mich ausgesperrt!“

Die Worte hallten in der leeren Kirche wider: Aus den heiligen Nischen heraus, von der Decke herab, hinter dem Hochaltar hervor, aus jedem Winkel der Kirche schrie es heraus und klagte die Menschen an:

„Ausgesperrt!“

So daß selbst der Klosterknecht verwundert den Kopf schüttelnd meinte:

„Sapperment, das hätt ich nie glaubt, daß das kleine Kirchel da ein fünffaches Echo hat!“

Die Mutter sagte kein Wörtlein weiter; sie starrte nur eine lange Weile auf die Tote hin. Wer könnte beschreiben, was ihr da durch den

Kopf ging? Endlich zupfte sie den Klosterknecht am Joppenärmel:

„Jakob; meinst, ist sie wohl wirklich tot?“

„Warum soll sie denn nicht tot sein“, gab der Knecht zur Antwort und stierte verständnislos die Mutter an. Nach einem Weilchen zupfte ihn die Mutter wieder:

„Jakob! Sie zuckt mit dem Augenlid! Jetzt wieder!“

Der Knecht sah eine Weile scharf auf die Tote hin; dann sagte er:

„Da zuckt nichts, da kann die Frau Mutter ganz ruhig sein!“

Der Knecht sah recht. Aber die Mutter wollte es sich nicht nehmen lassen, daß noch Leben in ihrem Kinde sei. Da nahm der Knecht die verwitterte Flaumfeder von seinem alten Filzhut und hielt sie der Toten ganz nahe vor Mund und Nase hin:

„Frau Mutter: Wenn nur noch ein Funken Atem drin wär, dann müßt sich doch eins von den vielen kleinwinzigen Flaumflinserln rühren; halt jetzt die Frau Mutter ihren Atem an und schau nach, ob sich an der Flaumfeder was rührt!“

Die Mutter beugte sich ganz über die Tote

hin, hielt den Atem ein und sah gierig nach der Flaumfeder. Nach einer Weile sagte sie:

„Nichts; keine Flimmer rührt sich!" Und erhob sich langsam vom Boden.

„Na also", brummte der Knecht und steckte sich die Flaumfeder wieder auf den Hut.

Die Mutter sagte kein Wort mehr und wandte sich zum Gehen. Ihre Augen blieben trocken. Sie konnte nicht weinen; da wäre ihr leichter gewesen.

Vor der Kirche standen viele Leute beisammen. Die sahen alle mit Erbarmen Gottes Schwiegermutter nach, wie sie so dahinschritt. Das eine und andere sagte auch halblaut, daß es die Mutter hören konnte:

„Arme Mutter!"

Aber die Mutter wollte das Erbarmen der Leute nicht. Sie biß die Zähne aufeinander, ging mitten durch sie durch, und ließ ihr Elend nicht merken; denn es dünkte sie viel zu groß für das Erbarmen der Leute.



Der Fanghund.

◆

Seiner ehrlichen Not wollt sich niemand erbarmen. Es war kein Geld in der Welt. Kein Gulden, kein Vierer. Bis er gemordet und sich nahm, was er brauchte. Nun war plötzlich Geld in Haufen da. Einen Hunderter setzten die guten Leute auf seinen Kopf, wer ihn einbringt, tot oder lebendig. Alle Gendarmen des Oberlandes hetzten hinter ihm her und fingen ihn nicht, wie das schon so geht. Erst fangen, dann hangen.

Die Leute sagten:

„Wenn ihn einer erwischt — nur der Silzer Postenführer, der Schwarze; sonst niemand. Der hat noch jeden gekriegt!"

Er heißt nicht umsonst der blutige Fanghund vom Oberland. Der wurde nie müde; dem brachen die eisernen Knie nicht. Schwarzbraun gegerbt von Wind und Wetter; Augen wie ein Luchs; Tag und Nacht auf der Paß;

Bühel auf und nieder, auf einsamer Straße, je strenger, je lieber — ja, der Schwarze von Silz ist Gendarm mit Haut und Haar. Und war viel schlauer und klüger als alle die am grünen Tisch. Die wähnten den Mörder schon über der Grenze; schrieben einen Steckbrief nach dem andern hinter ihm her. Der Silzer Schwarze weiß es besser; lacht sich heimlich in die hundweißen Zähne:

„Papierfresser! Haben ihr Hirn im Stiefel drin! Wer um Weib und Kinder willen raubt und sticht, der lauft nicht weit von seiner Brut.“

Ja, der Silzer Schwarze weiß gut Bescheid; hat selber Kind und Weib daheim! Er sucht in der Nähe. Lag auf Lauer Tag und Nacht. Bei Gott, um das Kopfgeld war es ihm nicht; dacht nicht daran. Ein rechter Gendarm hat andere Ehre.

Straß auf und nieder spotten die Leute:

„Unsere Gendarmen sind Altnürnberger! Die fangen keinen, bevor sie ihn haben!“

Spottlieder sang man. Wo sich eine Pickelhaube blicken ließ, da grüßten sie, wenn auch nur mit Augen: „Guten Morgen, Herr Gendarm; keinen Mörder gesehen?“

„Laufst schon wieder," keift das Weib des Postenführers. „Tag und Nacht ißt er und schlaft nit mehr. Haben kein Mann und kein Vater mehr!"

Da fuhr er auf mit brennrotem Kopf:

„Ehvor ich so ein Mordbub, ein schlechten, nit kreuzweis geschlossen im Eisen hab, bin kein Gendarm mehr; nur so ein Schellennarr. Scham mich sechs Schuh tief in Boden hinein!"

Und wieder dahin, wie im bösen Fieber; mit Gewehr und Überschwung auf Mörderfang aus.

„Kerl, werd mein oder es frißt mich die Unruh!"

Gendarm, gib acht, daß dich keiner fangt. Es liegt schon einer auf Lauer. Ein Starker.

Einmal zwischen Tag und Dämmer hat er den Mörder aufgespürt. Sieht ihn wirr und irr im Erlenholz schleichen, neben dem Wasser des Inn. Wie ein zitterndes Tier der Hütte zu. Der Silzer Postenführer hat es erraten: Es treibt ihn heim zu seiner Brut. Der Verfluchte will einmal noch warm gestreichelt sein; morgen sich stellen dem Gericht. Dem Schwarzen klopft sein Gendarmenherz. Bricht wildgierig

hinter dem Busch hervor. Reckt sich an die sechs Schuh hoch auf, kerzengerade:

„Steh! In Gesetzes Namen!“

Ei freilich! Wie Mörder schon sind. Stehen und warten auf den Silzer Postenführer. Ist mit einem Satz über der Uferböschung; steht vor dem reißenden Wasser; überlegt sichs nur eine Sekunde lang; da faßt ihn schon der Schwarze an mit gutem Gendarmengriff:

„Vorwärts marsch!“

Der wehrt sich tollwütig. Gehts gehaut oder gestochen; was hat denn ein Mörder viel zu verlieren.

Liegen auf ja und nein beide im Wasser, er und der Führer. Im Fall wird der Mörder die Pranke los; schwimmt frei in die offene Strömung. Hinter ihm her in Stiefel und Sporn der mutige Fanghund; will sich das Apportel holen:

„Bin kein Altnürnberger; faß dich schon!“

Spannennah ist er dem Kerl; kann ihn doch nicht erlangen. Gibt sich noch einen Ruck. Will ihn greifen. Da hat ihn die Strömung samt Gewehr und Überschwung. Die Wellen umspülen ihn tückisch.

„Dreiteufel! Es zieht mich nach unten!"

Ja, Mord wiegt im Wasser nicht halb so schwer als Patronentasche, Dienstgewehr und Säbel.

Der Mörder wird mutig. Fühlt Oberhand. Schwimmt frei.

„Greif mich, Gendarmenhund. Hast mich schon?"

Die Not wird groß.

„Dreiteufel; es reißt mich," flucht es auf aus der Wasserschnelle. „Ist niemand um Weg?"

Nein, Herr Gendarm. Kein Mensch. Nur der Mörder vor dir im Wellenbug. Der denkt sich:

„Versink! Je eher, je lieber! Blutiger Fanghund!"

Schwimmt weiter; schaut sich nicht um.

Den Gendarm umschlagen die Wirbel; kreisen ihn ein:

„So helf mir Gott um Weib und Kind willen . . ." gellt es noch einmal über das Wasser hin.

Da lauscht der Mörder; horcht hinter sich.

. . . um Weib und Kind willen . . . das

schlägt ihm ans Ohr, wie ein altes, wehleidiges Lied aus ehrlicher Zeit. Um Weib und Kind willen hat er gelogen, gestohlen, seine Ehre zerbrochen; sich immer tiefer hinuntergeludert; geraubt und gestochen, um hungrige Mäuler zu stillen.

Um Weib und Kind willen.... Den Schrei verschluckt keine Welle mehr; ist man auch nur ein Mordbub, ein schlechter — der Mörder dreht um wie ein Schiff mit Contredampf; rudert auf den Gendarm zu. Den will schon das Wasser verschlucken. Spült ihm noch erst das Gewehr herunter; wollt den Silzer Postenführer vor dem Sterben noch schimpflich degradieren gleich einem ehrlosen Schelm. Er hat noch den Büchsenriemen erwischt. Läßt sein Dienstgewehr nicht. Nun mag er als rechter Gendarm in Ehren und Waffen versinken.

Doch schon ist der Mörder bei ihm; faßt ihn mit guter Hand; hilft ihm aus der Wasserschnelle, hilft ihm ans Ufer auf festes Land.

„Gelt es Gott," sagt der Gendarm und pustet sich das Wasser aus. „Der Strauß war hart. Ums Haar hätt' ich Wasser gesoffen weit über den Durst!"

Dann mit einem Ruck auf. Schwingt das Gewehr um. Ist wieder Gendarm mit Haut und Haar. Reckt sich stramm vor dem Mörder:

„Im Namen des Gesetzes! Bist arretiert!"

Erst haben. Ehvor fangen sie keinen, die Nürnberger. Der Mörder lauft. Flüchtet windfüßig über die Blöße hin, landeinwärts im wachsenden Abend. An zwanzig Schritte, dann hat ihn der schützende Erlenwald. Dann, Gendarm, magst schnüffeln und suchen, wieder Spießruten laufen Gass auf und nieder vor dem spottenden Dorf.

Der Gendarm bekommt einen blutroten Kopf:

„Kerl; du foppst mich zum letztenmal! Steh mir auf eins, zwei, drei! Oder ich schieß dir eine Kugel nach!"

So heißt die Gendarmeninstruktion. Man hat sie beschworen und kennt seinen Eid.

Der steht nicht; lauft. Nur noch zehn Schritte, dann hat ihn der nächtige Wald; dann magst du heimgehn, Herr von Gendarm, Edler zu Spatzenschreck und Nürnberg.

„Dreiteufel! So oder so!"

Der Schwarze reißt das Gewehr in Anschlag. Es knackt der Verschluß. Zählt wild entschlossen:

„Eins! — Zwei! — Drei!“

Das Drei gellt schon wie ein Büchsenschuß.

Der Mörder steht nicht; wirbelt dahin in blutiger Angst. Nur noch zwei Schritte, dann hat ihn der Wald. Will dort sich verstecken; in geschlagener Nacht der Hütte zukriechen. Möcht einmal noch warm gestreichelt sein.

„So oder so! Gendarmenehr ist auch eine Ehre. Soll mich lieber Gotts Tod erschlagen!“

Der Mörder macht einen Satz hoch auf wie ein springender Hirsch; fällt knapp vor dem Waldrand hintenüber. Reckt sich noch einmal: stiert den Gendarm an, mit Augen:

„Blutiger Fanghund!“

Fällt tot hin. Nun bist du gestreichelt.

„Warum bist nicht gestanden auf eins, zwei, drei! Du hast genug! Ich auch!“

Vorschriftsmäßig adjustiert, mit Gewehr und Überschwung marschiert der Gendarm ins Dorf ein. Seine Tritte hallen mächtig durch die abendliche Gasse. Vor seinen Wachtmeister tritt

er hin. Schlägt die Hacken zusammen; steht gertenstramm; erstattet Bericht:

„Zu Befehl, Herr Wachtmeister; hab ihn!“

Der schnellt vom Stuhl auf in freudiger Hast:

„Den Mordgesell? Um den alle Gendarmen Tal aus und ein seit Wochen gefoppt und gehänselt sein?“

„Wollt mir über die Blöß in Wald entrinnen; ist nicht gestanden auf eins, zwei, drei — hab ihn laut Instruktion geschossen. Liegt zwei Spann weit vom Erlenholz; lauft nicht mehr 'davon!“

Der Wachtmeister wirbelt den Schnurrbart; vergeht vor Freude:

„Hat es brav gemacht! Die Gendarmenehre vom ganzen Oberland wieder neu auf den Glanz politiert! Aus ist der Spott. Darf man wieder ruhig im Wirtshaus sein Schöpplein saufen!“

Stellt ihn den andern als Muster vor:

„Beispiel nehmen! Das ist Gendarm. Der junge Postenführer von Silz; der beste Gendarm im Land!“

Will ihm feierlich das Kopfgeld reichen.

Da schoß dem Schwarzen die Röte auf. Nimmt es nicht.

„Hab schon mein Teil!“

Salutiert. Macht kehrtum. Geht heimzu. Tritt in die finstere Stube. Kommt ihm sein kleines Büblein im Hemdlein entgegen. Ist aus dem Bettlein gestiegen. Hüpft und lacht; klatscht in die Hände:

„Mutter; jetzt ist der Vater da!“

Will ihn vor Freude halsen. Der Gendarm wehrt ab.

„Nicht deine Handerln anschmutzen; bin heut naß über und über!“

Läßt sich vom Kind nicht berühren. Schaut ihm nach, wie es in sein Bettlein steigt. Das Kind ist froh, daß der Vater daheim, und schläft in der nächsten Minute ein.

„Weil du nur da bist,“ meldet das Weib sich vom Bett herüber. „Haben geglaubt, heut muß was passiert sein! Vor Angst beide im Bett gebetet!“

Der Gendarm denkt sich:

„Und wär heut nicht ein Mordbub ein Mensch gewesen, dann hättet ihre beide lang beten mögen!“

Sagt kurz zum Weibe:

„Ei, was soll mir passieren?“

„Ein Gendarm steht immer mit ein Fuß

im Grab. Wie leicht kann es sein, so ein Strolch packt dich an und geht dir ans Leben!"

Da herrscht er sie an:

„Ei was; jetzt hör aber auf! Weib schlaf!"

Das Weib denkt sich: Weil er nur wieder daheim ist; lieber einen grantigen Mann als keinen; und schläft beruhigt ein.

Der Gendarm zündet die Kerze an. Nimmt das Gendarmeninstruktionsbuch vom Regal, setzt sich an den Tisch, blättert und liest; hält an die Zeile den klobigen Finger:

„... bleibt er aber auch auf dreimaligen deutlichen Anruf nicht stehen, dann ist ... scharf zu schießen ..."

Klappt das Buch zu:

„Als Gendarm gut — als Mensch ein Schweinehund! Mich hat es eingezwickt!"

Mensch und Gendarm kamen immer wilder ins Geraufe. Der Schweiß stand ihm in Perlen.

Da stand er auf, nahm Dienstgewehr und Überschwung und ging zur Tür.

„Geht jetzt noch einmal außer Haus?" ruft das Weib zwischen Schlafen und Wachen.

„Es raufen zwei! Muß sie auseinander bringen; ehvor ist kein Fried!"

Sagt das Weib:

„Geh, sei einmal Mensch; nit immer Gendarm!“

„Eben darum; bin gerad dabei,“ murmelt er; und zur Tür hinaus. Ging gar nicht mehr zum Kinderbettlein hin. Wollt sich nicht mehr die Zähne lang machen, wenn es doch schon sein muß.

„Hätt er mich ersaufen lassen, wär es auch nicht anders!“

Das Weib schläft ein; fährt bald wieder auf:

„Das hat geschossen! Da wird richtig gerauft!“

Das Kind schläft ruhig. Eine Welt geht unter — Kinder schlafen.

Der Student.

In die öde, kahle Bude des stud. med. Hartmoser scheint die Morgensonne. Auf dem Tisch brennt noch, einem armen Seelenlichtlein gleich, die kleine Petroleumlampe mit dem gemodelten blechernen Reflektor und dem angerußten Glaszylinder. Was ihr an Leuchtkraft abgeht, ersetzt sie reichlich durch Gestank, der in Verbindung mit kaltem Pfeifenrauch und dem schalen Geruch nach einem ausgelöschten Spiritusbrenner sozusagen einen integrierenden Bestandteil jeder armen Studentenbude bildet. Auf dem Tisch liegt ein ganzer Wust von Papieren, abgegriffenen Schriften, baufälligen Büchern und Zetteln; daneben ein Teller mit Wursthäuten und Schwarzbrotresten. In Bezug auf die Wurst scheint man es hier sehr genau zu nehmen; die beiden Zipfel zum Beispiel sind mit einer technischen Meisterschaft behandelt, die auf

langjährige Übung schließen läßt. Fein säuberlich ausgehöhlt und losgelöst von jeglichem Fleische liegen sie da wie zwei kleine durchsichtige Näpfchen.

Über diesen Resten von Herrlichkeit ist der Student am Tische eingeschlafen. Er hat wieder die ganze Nacht durchgebüffelt; gegen Morgen sank ihm dann der Kopf auf das Buch nieder, und die Lider fielen über die Augen. Er sieht für einen Rigorosanten nicht sehr geistreich aus, wie er so mit halb offenem Munde und hängender Unterlippe auf dem Sessel kauert; im Gegenteil, er ist vor lauter Lernen ganz dumm geworden, obwohl das gar nicht seine Absicht war.

An die vier Monate schon wickelt sich sein Leben in dieser erschreckenden Regelmäßigkeit ab:

Büffeln und ochsen . . . Brot und Wurst . . .
ochsen und büffeln . . . Wurst und Brot . . .

Es gehört ein guter Magen dazu, aber arme Studenten haben ihn. Studenten sind ja so jugendfrisch.

Plötzlich schnellt er mit einem Satz kerzengerade vom Sessel auf. Einen Augenblick stieren die schlaftrunkenen Augen wirr herum;

dann hat ihn auch schon wieder eine unsichtbare Gewalt zum dickleibigen Buche niedergerissen. Wie ein Automat, halb im Dusel sagt er den Satz her, über dem er eingeschlafen war.

Auf einmal zuckt er zusammen, als ob er einen elektrischen Schlag erhalten hätte. Um Gottes willen! Heute ist ja der große Tag, der Prüfungstag! Er reißt die Augen weit auf; nun ist er erst vollkommen wach geworden.

Entsetzt fährt er nach der Westentasche. Wie spät mag es nur sein? Da erinnert er sich, seine Uhr studiert ja im Versatzamt. Er hatte die paar Gulden gebraucht, um die Rigorosumtaxe voll zu machen. Wie besessen stürzt er in das Zimmer seiner alten Quartierfrau zur großen Wanduhr.

Gott sei Dank, noch eine Stunde Zeit.

„Frau Huber! Meinen schwarzen Rock! Verflucht, hören Sie denn nicht? Haben Sie ihn sauber geputzt?“

Die alte Frau Huber, welche sich eben in aller Behaglichkeit für Mittag einen Apfelstrudelteig austreibt, hat eine satirische Ader.

„Ganz sauber! Herr Hartmoser! Er glänzt wie ein Spiegel!“

„Und der Zylinder? Rein gebürstet?“

„Ganz rein, Herr Hartmoser! Kein Haar ist mehr darauf!“

Hartmoser stürmt in seine Bude zurück. Wie ein gehetztes Wild eilt er wieder an den Tisch, wühlt in den Zetteln, blättert in den Schriften. Mit wahnsinniger Hast durchfliegt er noch rasch ein Kapitel aus der Anatomie; mit dem einen Auge aber schielt er schon nach einer endlosen chemischen Formelreihe nebenan, und den Zeigefinger hat er zwischen den Seiten eines dritten Buches liegen. Weiß Gott, was dort noch für Schreckgespenster schlummern.

Er wäscht sich. Da fällt ihm etwas Schreckliches ein.

Das Gesicht voll Seifenschaum, stürzt er auf die Anatomie los; bei einem Haar hätte er auf die Rekapitulation des Sympathikusgeflechtes vergessen. Er zieht die Stiefletten an und repetiert den „Schlingakt“; er knöpft sich den Hemdkragen zu und murmelt:

„Cholalsäure $C_{24} H_{40} O_5$,
Glycocoll $C_2 H_5 O_2 N$ ...“

„Frau Huber,“ ruft er dann, zum schweren Gang gerüstet, noch hinter der geschlossenen

Tür. „Also, ich geh jetzt! Verstecken Sie sich, damit mir nicht an meinem Prüfungstag schon gleich beim Verlassen der Bude ein altes Weib begegnet! Das bedeutet Unglück!"

Er wartet einen Augenblick, bis es aus irgendeinem fernen Winkel ruft:

„Jetzt können Sie schon gehen, Herr Hartmoser. Ich hab mich gut versteckt, damit Sie sich nicht am Ende gar auf mich ausreden, wenn es schief geht! Ich wünsche übrigens viel . . ."

„Ob Sie das Maul halten!" brüllt der Student. Der Glückwunsch eines alten Weibes am Prüfungstage — das fehlte noch! Er flüchtet erschrocken durch Stube und Vorraum auf die Treppe.

Bald steht er mitten im Rigorosenschlachtgetümmel und besitzt am ganzen Körper kein trockenes Fleckchen mehr. Was ist Lindenblühtee gegen ein Rigorosum! Die Haare sind verklebt, das Vorhemd zerknittert, die Krawatte verschoben, der Hemdkragen weich wie Frau Hubers Strudelteig. Der Physikprofessor hat ihn schon auf zwei Monate geschmissen. Innerhalb zweier Monate Nachprüfung aus Physik . . . . das geht noch. Wenn sich nun aber auch noch der Physiologe „anhängt", vor

dem er jetzt, totenbange der Fragen harrend, am grünen Tische sitzt, dann ist das ganze Rigorosum hin, mit Inbegriff der Taxe. Das viele Petroleum und die viele Wurst .... alles beim Teufel; und die Taxe!

Es steigt ihm heiß in den Kopf auf; es läuft ihm kalt über den Rücken.

Herrgott! Wenn er die Taxe verlieren sollte. Und er hat sie so schwer aufgebracht. Fünfundzwanzig Gulden von seinem Stundengeld abgehungert .... zehn Gulden ausgepumpt .... fünf Gulden vom Unterstützungsverein .... und schließlich mußte er noch die Uhr aufs Leihamt „ins Studieren" schicken, damit es nur langte.

Wenn er nur schon einmal anfangen möchte, der Hund von einem Professor. Der Student fährt sich durch das Haar, er zupft an seinem Kragen, greift sich an das Herz und trippelt derart mit den Füßen, daß der Professor auf irrtümliche Gedanken kommt:

„Herr Kandidat, wenn Sie vielleicht einen Moment hinauszugehen wünschen ... bitte!"

Der Professor sitzt so recht breitspurig, satt angegessen da; er schluckt einigemale behaglich und beginnt dann mit fetter Stimme:

„Herr Kandidat Hartmoser, nicht wahr?“

„Jawohl bitte!“

Der Student schnauft tief auf. Nun geht es an!

Sagen Sie mir, Herr Kandidat ....“

Der Student bewegt schon die Lippen und paßt auf wie ein Hund, dem der Herr das „Apportl“ werfen will.

„Was sehen Sie, wenn ....“

„Da sehe ich ....“

„Aber lassen Sie mich doch erst die Frage stellen! Ja? Also was sehen Sie, Herr Kandidat, wenn Sie ....“

Der Student sah bereits alles Mögliche: Grüne, gelbe, blaue Ringe .... feurige Räder .... zackige Blitze ....

„Wenn Sie den Querschnitt eines Haares unter dem Mikroskope betrachten?“

Nun sieht der Student auf einmal nichts mehr. Den Querschnitt eines Haares hat er sich nicht erwartet. Es legt sich wie Nebel vor seine Augen, und in seinen Ohren beginnt es zu brausen.

Der Professor läßt ihm Zeit zur Sammlung. Er hat seine goldene Uhr auf den grünen Tisch gelegt. Er spielt mit der Kette, besieht

seine Fingernägel, bläst sich die Stäubchen vom Rockärmel."

Der Student starrt mit verschwollenen Augen vor sich hin und sagt es an die zweidutzendmal seinem zermarterten Gehirn vor:

„Querschnitt eines Haares .... Querschnitt .... Querschnitt .... Wenn er sich anhängt, ist die Taxe hin .... die Taxe .... Himmel, Herrgott .... Querschnitt eines Haares unter dem Mikroskope ...."

Der Student rückt auf dem Stuhle gegen die Kante hin und beginnt mit lauter Stimme:

„Ich sehe da ...."

Dann war es wieder still. Kein einziger Gedanke will über die Schwelle des Bewußtseins kommen.

„Na also," meinte der Professor nachhelfend, „Sie sehen einmal in erster Linie selbstverständlich ...." Der Student rückt wieder weiter gegen die Stuhlkante vor und nimmt neuerdings einen Anlauf:

„Ich sehe selbstverständlich ..."

Gerade da, wo die Sache so selbstverständlich wurde, stockt er wieder.

Der Professor ließ an seiner Uhr den Sportsekundenzeiger springen. Das dünkt den

Studenten ein schlechtes Zeichen. Nun muß augenblicklich etwas geschehen, um die tödliche Stille zu unterbrechen.

„Ich sehe da . . . wenn ich den Querschnitt eines Haares unter dem Mikroskop betrachte, sehe ich . . . da sehe ich selbstverständlich . . . in erster Linie . . .“

Er wischt sich den Schweiß von der Stirn. Seine Augen suchen angstvoll alle Winkel des Prüfungszimmers ab, als ob ihm von irgendwoher Hilfe kommen müßte.

Der Professor wird immer zugeknöpfter. Er sieht gelangweilt, träge vor sich hin, mustert eingehend das grüne Tuch des Prüfungstisches und blinzelt von Zeit zu Zeit mit wachsendem Argwohn und Mißtrauen nach dem Kandidaten.

„Herr Kandidat . . . fahren Sie fort!“

„Wenn ich den Querschnitt eines Haares . . . so sehe ich . . . da sehe ich . . .“

Der Professor steckt endlich seine Uhr in die Tasche und erhebt sich.

„Ich sehe schon, Sie sehen nichts! Ich danke! Bitte, der Nächste!“

Hartmoser macht keine Miene aufzustehen.

So schnell läßt er sich nicht vom Prüfungstisch wegkomplimentieren.

„Entschuldigen, Herr Professor . . ."

„Was wünschen Sie noch . . ."

„Entschuldigen, Herr Professor . . . ich habe erst eine Frage bekommen . . . und jeder Kandidat hat das Recht auf drei Fragen!"

Da wurde der Professor auf einmal so höflich, so widerlich liebenswürdig.

„Bitte um Verzeihung, Herr Kandidat; schön, daß Sie mich auf das Versehen aufmerksam gemacht haben!"

Er setzt sich wieder, nimmt wieder seine goldene Uhr heraus und legt sie auf den Prüfungstisch.

Der Student schöpft wieder Hoffnung. Noch hat der letzte nicht geschossen. So schnell läßt sich ein Hartmoser nicht erledigen! Wegen dieses dummen Haares ist noch nicht alles verloren. In dem zwölfhundert Seiten starken Buch über Physiologie stehen auch noch andere Sachen: Respiration, Blutdruck, Verdauung, motorische Nerven, Spirometrie, und weiß der Teufel, was sonst noch alles!

Mit verbissener Entschlossenheit erwartet Hartmoser die nächste Frage.

„Also, Herr Kandidat, sagen Sie mir . . .“

Der Student paßt wieder auf, wie ein Hund, dem der Herr das „Apportl“ werfen will.

„Was sehen Sie, hm . . . früher hatten wir den Querschnitt, ja . . . also was sehen Sie, wenn Sie ein Haar der Länge nach durchschneiden, und dann diesen Längsschnitt unter das Mikroskop legen?“

Nun knickt Hartmoser auf seinem Sitze zusammen. Seine eben noch energisch geschlossenen Lippen lösen sich. Aus, fertig! Der kommt aus der Haarspalterei nicht mehr heraus. Nun mag es gehen, wie es mag.

Der Student besieht sich gemütlich des Professors goldene Uhr mit dem Doppelmantel. Besonders interessiert ihn der lange Sekundenzeiger, der einem Spinnenbein vergleichbar über das Zifferblatt hüpft.

„Herr Kandidat! Fahren Sie fort!“

Der Student sieht zum Fenster hinaus. Ein schöner Tag heute. Wie viel Grade mag es etwa haben! . . .

Wie aus weiter Ferne vernahm er noch die dritte Frage, was man sehe, wenn man ein schief durchschnittenes Haar unter das Mikroskop lege.

Hartmoser hätte lieber wissen mögen, wie oft der Professor etwa schon seine goldene Uhr versetzt hatte, und was etwa ein Manichäer dafür gäbe. Wahrscheinlich nicht wenig. Es war ja ein Doppelmantel.

Bevor der Herr Professor den Kandidaten fortschickte, gab er ihm noch eine gute Lehre mit auf den Weg.

„Herr Hartmoser! Schauen Sie! Ich meine es Ihnen von Herzen gut! Sie werden das erst in späteren Jahren einsehen! Lernen Sie, Herr Hartmoser! Lernen Sie! Was soll aus Ihnen werden? Wie wollen Sie jemals in der Welt Ihr Fortkommen finden, wenn Sie die einfachsten Dinge nicht wissen? — Der Nächste!"

Als die Quartierfrau Huber den Student die Treppe heraufkommen hörte, schlüpfte sie eilends auf den Gang hinaus.

„Herr Hartmoser, darf man gratulieren?"

„Alles hin, Frau Huber! Das Rigorosum ... die Taxe ... schade um die viele Wurst, die Sie mir jeden Abend geholt haben ... schade um das teure Petroleum ..."

Der Zimmerfrau liefen die hellen Zähren über die Backen.

„Was? Herr Hartmoser ... durchgesaust ...? Hat es denn bei der Prüfung gar so grob gefehlt?"

„O nein, Frau Huber! Gar nicht grob! Gerade um ein Haar!"

Er trat ganz nahe an die Alte heran.

„Sie gestatten schon, Frau Huber!"

Eh sichs die alte Zimmerfrau versah, hatte ihr Hartmoser aus der Warze, die ihre linke Wangenseite schmückte, ein Härchen ausgezupft und hielt es ihr dicht vor die Augen.

„Sehen Sie, weil ich von dem Querschnitt und von dem Längsschnitt und von dem Schiefschnitt Ihres Warzenhaares nichts gewußt habe, kann ich in der Welt kein Fortkommen finden!"

Dann stürmte Hartmoser wie ein Tigertier in seine Bude und warf die Tür ins Schloß, daß es krachte. Bald darauf vernahm man aus der Kammer heftiges Gepolter und ein Geräusch wie von fallenden mißhandelten Büchern und zerknitterten Schriften. Die Winkel füllten sich mit losen Blättern und geknickten Buchdeckeln. Einen besonders dickleibigen Band, der schon schwerverletzt und hilflos auf dem Boden lag, regalierte der

Student noch mit Fußtritten; bis es ihn endlich selbst packte, und wieder wie so oft, mit Allgewalt an den Studiertisch niederzwang. Es stieß und rüttelte ihn die längste Weile; dann quollen die Tränen, einander überschlagend, aus den geröteten, nachtmüden Augen auf den wackligen, schlechtgestrichenen Tisch nieder. Bald hatte sich auf der Tischplatte eine kleine Lache angesammelt.

Sogar die chemische Zusammensetzung der Tränenflüssigkeit hätte er gewußt: Na Cl, Chlornatrium; aber das Haar .... das verdammte Haar in der Rigorosensuppe! Nun ist alles umsonst gewesen ... nun ist alles aus! Schade um die viele Wurst und um das viele Petroleum! Und die Taxe! Selbst wenn man es noch einmal wagen wollte, es wäre ja keine Möglichkeit, ein zweitesmal die Taxe aufzubringen. Wo sollte man nur das viele Geld hernehmen. Hartmoser, häng dich auf!

Heißt das: beim dicken Fritz könnte man schon vielleicht noch einmal einen Pumpversuch wagen. Zehn Gulden vom dicken Fritz ... Fünf Gulden vom Unterstützungsverein ... ein paar Gulden ließen sich vielleicht wieder abhungern — —

Als die Zimmerfrau nach Verlauf einer Stunde bei Hartmoser anklopfte, bekam sie keine Antwort.

„Gott im Himmel! Er wird sich doch nichts angetan haben."

Sie öffnet die Tür und findet ihn nicht in der Bude. Zu Tode erschrocken eilt sie an das offene Fenster. Am Ende hat er sich in seiner Verzweiflung hinuntergestürzt.

„Herr Hartmoser!" schreit die Alte in heller Angst.

Der Student kroch eben mit zwei arg hergenommenen Büchern im Arm unter der Bettstatt hervor:

„Was schreien Sie denn so, Frau Huber! Suchen Sie mir sofort alle Blätter zusammen, die noch auf dem Boden herumliegen und geben Sie alles auf den Tisch! Jeden Zettel, verstehen Sie! Es sind wichtige Sachen!"

Der Student begann die zerfetzten Seiten sorgfältig zusammenzukleben; die geknickten Buchdeckel bog er nach Möglichkeit gerade, die zerknüllten Schriften rollte er vorsichtig auseinander und strich sie glatt.

Bis das ganze Rigorosummaterial wieder halbwegs geordnet auf dem Tische lag, war

es Abend geworden. Der Student rief nach der Zimmerfrau.

„Frau Huber! Wo stecken Sie denn? Na endlich! Also, Frau Huber, passen Sie gut auf: Holen Sie mir um zehn Kreuzer Wurst, einen Keil Schwarzbrot und um zwölf Kreuzer Petroleum."

„Ein Stück Apfelstrudel habe ich Ihnen aufgehoben," bemerkte Frau Huber.

Der Student winkte ab.

„Danke! Ein geistiger Arbeiter braucht Fleischnahrung!"

Dann rauchte er sich eine Pfeife an und setzte sich an den Tisch. Er nahm den tausend Seiten starken Band zur Hand, den er vorhin mit ungezählten Fußtritten bearbeitet hatte. Er schlug ein Kapitel auf: Das Haar. Bald saß er unbeweglich, in das Studium vertieft. Er hatte den Kopf auf die Hände gestützt und hielt die Finger wie Schirmklappen über die empfindlichen Augen:

„Das Haar ist ein Gebilde, welches . . ."



Fuhrmanns-Engele.

Der Joch trug grobe Stiefel mit starren krustigen Schäften und sagte den ganzen Tag über:

„Hü! Hüa!“ und „Oh! Oha!“

Wenn er zur Winterszeit, im schneidenden Wind, mit erfrorenen Händen und Ohren früh und spat neben den Gäulen hertappte ins Ziegelwerk hinaus, vom Ziegelwerk herein, da setzte es auch schwere Fuhrwerkerflüche über die Kälte und den schundigen Lohn.

„Und da wollen sich die Fabrikler noch das Maul derreißen zwischen ihren vier Wänden drin! Sein ja Kanzleiherrn gegen uns Schwarfuhrwerker!“

Wenn er aber im Sommer an den offenen Fenstern der Fabriksäle vorüberfuhr, verschoben sich die Rangsunterschiede zu seinen Gunsten; da drang aus dieser Kanzleiherrnstube ein so furchtbares Brausen und Klappern, daß die Gäule unruhig wurden, und ein heißer,

ranziger Ölgestank wehte heraus, daß sogar der apathische Joch die Nase rümpfte.

Die Magere, die dort gleich beim fünften Fenster ihren Webstuhl hatte, ging nach der Schicht vor dem leeren Ziegelwagen her, heimzu.

Sie schleifte mit den Füßen vor Müdigkeit.

„Geh, Fuhrmann, laß mich aufsitzen! Ich bin so müd."

Der Joch hielt die Gäule an.

„Oh! Oha!" Er machte ihr neben sich auf dem Querbrett Platz, ohne auch nur ein einziges Wort zu sprechen, und blinzelte nach der Seite, von der sie aufstieg. Kaum war sie mit beiden Füßen auf dem Wagen, da ertönte auch schon das einförmige:

„Hü! Hüa!"

„Ah! Das Fahren tut wohl! Den ganzen lieben Tag vor der Maschine stehn in dem Dunst . . . na, Fuhrmann, das ist weiter kein Spaß!"

‚Was bloß so ein Weibsleut ihr Maulwerk strapaziert,' denkt sich der Joch. Er selber spricht keine Silbe, sieht geradeaus auf die Pferde, hebt die Geißel und gibt dem Sattelgaul einen Schmitz.

„Hü! Hüa!" Dann versorgt er den Peitschen-

stiel zwischen den schmutzigen Stiefelschäften und starrt wieder vor sich hin, den trägen Blick nach Fuhrmannsart halb auf den Boden, halb auf die Gäule gerichtet.

Nach geraumer Zeit war die Arbeiterin am Ziel. Sie wollte absteigen.

„Oh! Oha!"

Die Gäule standen. Der Joch blinzelt nach der Seite, von der sie abstieg.

Kaum war sie mit beiden Füßen auf dem Boden und wollte sich bedanken, da tönte es wieder: „Hü! Hüa!" Und der Ziegelwagen polterte schwerfällig weiter.

Sie durfte nun aufsitzen, so oft sie ihm vor die Pferde kam. Und die Arbeiterin ließ sich nicht spotten. Sie verlangte nichts umsonst. Wie er gerade wieder einmal sein „öh ... öha" grölte, um sie absteigen zu lassen, drückte sie ihm rasch ein kleines Päckchen in die Hand. Als er mit seinen ungeschickten, klobigen Fingern endlich das Papier losgekriegt hatte, starrten ihm gut zwei Dutzend Virginierzigarrenstummeln entgegen, säuberlich geordnet und viele kaum zur Hälfte abgeraucht.

„Hm, hm, was nur so ein Weibsleut Verbindungen hat."

Der Joch steckte schmunzelnd seine Pfeife in die Tasche. Nun hatte es gute Dinge; jetzt raucht man nur mehr Zigarren. Der Arbeiterin Schwester war nämlich Bedienerin für halbe Tage und sammelte bei der Herrschaft die Zigarrenreste. Der Joch tat nun auch ein übriges. Wenn es gerade einmal in der Fabrik noch nicht „Schicht aus" getutet hatte, ließ er die Gäule ein paar Minuten verschnaufen, bis sie daherkam. Sie brachte ihm vielleicht wieder ein frisches Päckchen; und wenn ers ihr gerade sagen wollte, sie möchte ihm für den Sonntag seine ziegelstaubige Pfaid auswaschen, — das täte sie am Ende auch noch. Denn ein guter Kerl war sie, das bekam er bald heraus. Allgemach rückten sie auf dem Querbrett näher aneinander. Das Zigarrenkraut schmeckte so gut, und das Rasten tut so wohl.

Und ein bißchen Armenleutsliebe ist ja so billig.

Es stund nicht lange an, da nahm der Schwerfuhrwerker mit seinen Gäulen den andern Weg, der schief an der Fabrik herum führte. Er saß wieder allein auf dem polternden klirrenden Wagen und rieb an der Hosen-

naht ein Zündholz ums andere an; denn das miserable, feuchte Pfeifenkraut wollte nicht brennen. Der Joch rauchte nämlich wieder seine Pfeife.

Die magere Arbeiterin beim fünften Fenster schleppte sich abends wieder zu Fuß heim, und des Tages stand sie schanzend vor ihrer Maschine und machte ein hartes Gesicht. Wenn sie vor Üblichkeit den Webstuhl verlassen mußte und ihr der Werkführer bei der Auszahlung die Schicht abzog, dann jammerte sie:

„Das Kind ist mein Unglück!"

Und das Kind war noch gar nicht auf der Welt.

Einmal hatte sich der Schwerfuhrwerker nicht besonnen. In Gedanken bog er in den Fabriksweg ein.

Die vom fünften Fenster verfolgte ihn mit brennenden Augen. Sie ließ ihre Maschine im Stich und stürzte durch den Saal auf die Straße:

„Joch . . ."

Er hatte sie schon bemerkt und hieb auf die Gäule ein.

„Hü! Hüa!"

Sie lief dem Wagen ein Stück weit nach und rief immer:

„Joch . . . Joch . . .“

Bis der rasselnde Wagen außer Sicht kam und der Fuhrmannsruf „Hü! Hüa!“ in der Ferne verklang. Da warf sie sich auf den Weg nieder und fluchte:

„Verfluchtes Kind . . . du bist mein Unglück.“

Und das Kind war noch gar nicht auf der Welt.

Als das Kind ein paar Monate alt war, trug sie es zur Pflegerin; sie selber hatte keine Zeit. Sie mußte zur Maschine. Irgendwo da draußen aber war so eine alte, freundliche Frau, bei der hätten es die Kinder armer Leute so gut.

„Freilich tun wir das Kind pflegen,“ nickte die Alte freundlich und wackelte mit ihrem langen Kinn. „Gut pflegen tun wirs.“

„Und billig müsse es halt sein . . . billig!“

„Freilich billig! Ich siehs ja, Sie sein ein armes Leut und müssen hart arbeiten! Freilich billig!“ Und dabei zwinkerte sie mit ihren stahlgrauen Augen so merkwürdig freundlich und ließ ihre forschenden Blicke heruntergleiten

an dem fadenscheinigen Kittel und dann wieder aufwärts über das schäbige Umhängetuch in das harte Gesicht der Arbeiterin.

Die Alte wickelte das Kind aus den dürftigen Lumpen heraus, schaukelte und wog es ein Weilchen in ihren knochigen Händen und trug es in die Stube. Die Stube war klein und dumpf; an den Wänden standen drei, vier rohe hölzerne Gitterbettchen; die sahen aus wie große Vogelhäuser.

„Da schaut her, Kinderlen, was uns da zugstanden ist.“

Die Kinder reckten ihre Hälse durch die Holzsprissel und sahen den kleinen Eindringling mit großen, gar nicht freundlichen Augen an. Die Alte nahm das Kind und ging damit von Bett zu Bett. Alle sollten sie den neu zugestandenen Pflegling sehen.

„Freilich tun wir dich pflegen, du liebes Butzerl, du kleines!“

Der Schwerfuhrwerker Joch stand in der Gerichtsstube. Er war geklagt auf das Pflegegeld.

„Also Joch . . .“

Der Joch ließ den Richter nicht ausreden.

„I weiß von nix, Herr Richter . . . es ist

alles erlogen . . . mich geht die Sach nix an . . ."

„Das Kind ist in Pflege und Sie werden monatlich vier Gulden . . ."

„Alles erlogen . . . bei Butzen und Stingel erlogen," schrie der Joch, bis er krebsrot im Gesicht wurde. „Ich weiß von nix!"

Und machte das Weibsbild schlecht. Er wußte wohl, sie war im Grunde gut, aber die vier Gulden, die blutig verdienten vier Gulden. Der Jochl besann sich auf die Fuhren zur Winterszeit, wo die Kälte schnitt wie schneidige Messer; wie alle zwischen den vier Mauern beim warmen Ofen hockten, nur er mußte neben den Gäulen hertappen, hin und her, her und hin . . . den ganzen Tag um den lästerlich schäbigen Lidlohn . . . und vom vereisten Schnauzbart hingen ihm die Eiszapfen und schlugen bei jedem Schritt klingend aneinander.

„Herr Richter, ich schwör den Fratz ab!" und der Joch hob gleich schon krampfhaft seine groben roten Finger.

Der Richter schüttelte den Kopf. Der Schwerfuhrwerker schnaufte wie ein gehetztes Wild und ließ die Hand langsam sinken.

Er wurde verurteilt: Vier Gulden monatlich bis zum vierzehnten Lebensjahre.

„Ich nimm die Straf nit an!“ wehrte sich der Joch. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und marterte sein Hirn ab, ob es denn gar keinen Ausweg mehr gäbe.

„Heilige Jungfrau! Kein Ausweg mehr!“ Plötzlich kam es über ihn wie Erleuchtung. Die Fuhrwerker haben ja so oft mit dem Gerichte zu tun. Da heißt es dann immer: vierundzwanzig Stunden Arrest oder drei Gulden Strafe. Na also! Der Joch hatte nie drei Gulden bezahlt — immer abgesessen.

„Herr Richter! Tun Sie mir ausrechnen was die vier Gulden Monatsstraf bis zum vierzehnten Jahr in Arrest ausmacht: Ich will das Kind absitzen!“

Der Richter winkte ab. Für diese Idee brachte er kein Verständnis auf.

Da knickte der Joch in sich zusammen und polterte in seinen groben Stiefeln fluchend zur Tür hinaus.

Die alte Pflegefrau saß in der dumpfigen Kinderstube und sott auf dem rostigen Eisenöfchen Mohnköpfe ab. Das schmierige Büb-

lein im zweiten Kinderbett saß mit eingezogenen Beinen auf seinem schleißigen rotgewürfelten Pölsterlein und verschuftete den neu zugestandenen Pflegling.

„Das Fuhrmanns-Engele tut schon wieder schreien!" Dabei steckte das Bübel sein ungewaschenes Fingerchen durch das hölzerne Bettgitter und zeigte in den Winkel, wo das kleine Englein wimmerte.

„Freilich tut es schreien," nickte die Alte und rührte das Gebräu mit einem Holzlöffel um. Dann schlurfte sie auf das wimmernde Kindlein zu und hielt ihm eine Predigt:

„Schreien . . . wart . . . wart, du Fuhrmanns-Engele! So ein Kinderl wie du darf nicht schreien! Das muß sich mäuserlstill halten! Gehörst ja eigentlich gar nicht her in die Welt; oder hat vielleicht jemand nach dir verlangt he? Na! gewiß nit; bist nur so blind mitgefahren; hast dich nur so hereingeschwindelt; kein Mensch hat dich gerufen; solche Kinderln dürfen sich nicht so aufspielen; müssen ganz still sein . . . still . . . still . . . still . . . kriegst ein Mohnsaftel . . . das ist gut für solche Kinderln . . ."

Sie fing an, den gekochten Absud von einer

Schale in die andere zu schütten, damit er schneller kühle. Mit dem Finger prüfte sie von Zeit zu Zeit die Temperatur. Dann goß sie die Saugflasche voll.

„So; und wo haben wir denn das Schnullerle . . . das Suzele . . .“

Sie suchte ein Weilchen herum und hob dann etwas vom Boden auf.

„Gleich kriegst dein Mohnsaftel, du Fuhrmanns-Engele! Nur nicht schreien, du hast kein Recht dazu.“

Sie stülpte den schmierigen Sauger über den Flaschenhals und sog dann zuerst selbst daran, mit ihrem zahnlosen Munde gewissenhaft prüfend.

Der kleine Knirps im Kinderbett lachte und klatschte in die Hände:

„Die Mami tut Schnullele suzelen . . .“

Die Alte gab nun den Sauger dem kleinen Engele; es reckte so verlangend die winzigen Ärmchen nach dem Saugfläschchen und spitzte schon von weitem das Mündchen; und saugte das betäubende giftige Mohnsaftel so gierig in sich hinein, als hätte es selbst ordentlich Sehnsucht, baldmöglichst wieder aus der Welt

zu kommen, in die es sich nur so hineingeschwindelt hatte.

„So, mein Fuhrmanns-Engele . . . gelt, das ist süß; jetzt darfst aber nimmer schreien; mußt brav sein; jetzt mußt schlafen . . . allweil schlafen . . . gelt, das Mohnsaftel ist so gut . . . trink nur . . . alles aus . . . so . . . schlaf, Kinderl, schlaf . . . dein Vater ist kein Graf . . .“

Das Kindlein schlief. Längste Weile saugte und schluckte es noch im Schlafe weiter und hielt die kleinen Fäustchen so feindlich zusammengeballt, als ob es Gott und die Welt darin zerdrücken wollte. Und wenn es wieder schrie, bekam es wieder Mohnsaftel, nach dem es gierig verlangte. Dann schlief es wieder.

Und einmal mußte es von dem süßen Mohnsaftel so schlafen; so fest schlief es auf dem alten Kittelfetzen, den ihm die Pflegemutter untergeschoben hatte; es fiel ihm gar nicht ein, noch einmal aufzuwachen und nach dem Suzele zu schreien. Die Alte fuhr ihm mit ihren dürren, harten Fingern über das weiße Gesichtchen und tastete prüfend das kleine, feine Körperchen ab. Dann sagte sie den Pfleglingen:

„So, Kinderlen! Jetzt haben wir das Fuhrmanns-Engele hinübergeschickt!“

Der vorlaute Kleine im zweiten Bett patschte lachend in die Händchen:

„Das Fuhrmanns-Engele hinübergeschickt . . . etsch . . . etsch; du Fuhrmanns-Engele, hast nit dableiben dürfen . . . hast hinüber müssen . . . etsch . . . etsch . . .“

Und er strampelte mit seinen Beinchen wie besessen. Dabei geriet er mit der großen Zehe in ein Loch des rotgewürfelten Bettüberzuges und schrenzte ihn mit einem Ruck von oben bis unten.

„Jetzt werden wir das Engele schön machen . . . schön . . . schön!“

Die Alte wusch mit einem großlöchrigen Schwamm das entseelte Körperchen; dann nahm sie aus der unteren Schublade der roh gezimmerten Kommode ein weißes Wickeltuch und ein Kinderhäubchen und ein vielgebrauchtes Kränzchen mit grellroten Blüten und giftig grünen Blättern. Damit putzte sie das Engele auf.

„Jetzt hast es gut; jetzt hast es fein; hab ichs jetzt recht gemacht du Fuhrmanns-Engele? Brauchst nicht Hunger zu leiden . . . brauchst

nicht Gäns zu hüten ... kriegst keine Schläg ... gelt, jetzt bist zufrieden ... und der Vater auch ... und die Mutter auch ... alle hab ich euch zufrieden gemacht; drum bin ich selber auch so zufrieden! Mußt aber auch beten für mich, schön beten, die Handerln aufheben; nit so grimmige Fäusteln machen ..."

Sie faßte die beiden Ärmchen, legte die Händchen zusammen und drückte die kleinwinzigen weißen Filigran-Fingerlein ineinander.

„So ists recht! Fleißig beten für die gute Pflegfrau; nicht undankbar sein ... du Fuhrmanns-Engele ... du!"

Der Schwerfuhrwerker Joch kam mit dem Pflegegeld. Mit den blutig verdienten Gulden.

Er tappte mit seinen schweren Stiefeln im dunklen Hausflur herum und fand keine Tür.

„Und vier Gulden kriegt sie nit, die alte Hex," wetterte er. „Zwei Gulden sein auch gnug für das bißl Milch, was es trinkt! Und jetzt wieder der Winter vor der Tür; Höll Teufel; meine Stiefel hin, und warme Fäustling braucht man; und ein Glasl Schnaps zum Einwärmen muß man haben bei der

Winterfuhr; und alle Monat vier Gulden Straf . . . verflucht . . . vermaledeit . . ."

Die Engelmacherin öffnete die Tür.

„Wer ist draußen?"

Als sie den Joch erkannte, nickte sie freundlich und führte den klotzigen Fuhrwerker in die Stube.

Das Kindlein lag da in dem angeschmutzten Häubchen mit der verblaßten, blauen Masche; fest zusammengeschlossen hielt es die kleinen, herben Lippen; ein mattes Talglicht zu Häupten, warf seinen Schein auf das Englein mit den offenen Augen.

Da ging die Engelmacherin herzu und strich ihm mit der Hand über die Lider.

„Geh! Tu schlafen, Kindel . . . laß die Äuglein zu!"

Sie besann sich.

„Ah, ja so! Willst deinen Vater anschaun! Schau ihn nur an! Aber nit so finster; so! Hast ihn jetzt gesehen; dann mach die Augen nur gleich wieder zu! Schlaf, Kindel, schlaf . . ."

Der Fuhrmann drehte seinen speckigen Hut in Händen und glotzte stumpfsinnig das kleine Englein an. Dann begann sich etwas zu regen in der klotzigen Fuhrmannsbrust; tief,

tief unten ... da wollte sich etwas gewaltsam aus einem Schutthaufen herausarbeiten, emporwühlen zum Licht ...

Es machte den Joch schwitzen und schnaufen; die Knie schlotterten ihm in den krustigen Stiefelschäften, als er aus der Stube torkelte.

Vor der Haustür mußte er gar ein bißchen rasten; aber es ging bald vorüber.

Am nächsten Morgen tappte er wieder stumpfsinnig neben den Gäulen her, ins Ziegelwerk hinaus, vom Ziegelwerk herein; wenn die Pferde zu langsam gingen, rief er: „Hü! Hüa!" und Oh! Oha!" rief er, wenn sie stehen sollten.

Henkersmahlzeit.

Die Tage wurden allgemach wieder länger und die Wärmekraft der Sonne mehrte sich von Morgen zu Morgen. Da saß der rote Jörg eines Abends beim Speisen — in der Armensünderzelle des Kreisgerichtes.

Diese unscheinbare; aber stimmungsvolle Bude war vor einigen Stunden der Schauplatz eines seltenen Ereignisses gewesen. Mehrere schwarz gekleidete Herren waren nämlich erschienen und hatten laut und feierlich verkündet, man habe der Gerechtigkeit freien Lauf gelassen:

„Also morgen! Präzise 7 Uhr wird aufgebrochen ... ob schön, ob Regen!" Der Jörg möge sich bereit halten.

Der Jörg hatte sich zu guter Letzt noch einen gebackenen Karpfen bestellt und eine Portion Erdäpfelsalat mit viel Zwiebel; denn es war Freitag. Hernach gedachte er noch

einige Golkrebse zu wählen. Warum sollten nicht vorher mindestens noch ein paar niedere Krustentiere ihr Leben lassen, bevor er, der hochorganisierte Jörg, an die Reihe kam!

Mein Gott! Gar so eine schwere Untat hatte er nach seiner eigenen Ansicht nicht verübt. Er hatte halt ein Weibsbild geheiratet; dann wäre er sie wieder gerne los gewesen, weil ihm eine andere besser gefiel. In der Stadt weiß man sich in einem solchen Falle noch zu helfen, aber auf dem Lande sind die Moralbegriffe stärker; da werden die Ehen recht und schlecht nur durch den Tod geschieden. Nun eben; da hatte halt der Jörg in gutem Glauben ein bißchen nachgeholfen. Das war aber auch alles.

Weiß der Himmel, wieso das Gericht zur Ansicht kam, daß für den Jörg eine „Luftentziehungskur" das beste sei.

An dem Verteidiger lag die Schuld entschieden nicht. Der hatte, wie man so sagt, die Sache des Jörg ganz zu der seinigen gemacht. Aus den verborgensten Löchern und Schlupfwinkeln kitzelte er die psychologischen Entlastungsmomente hervor und verwertete sie zu einer packenden Schilderung furcht-

barer Seelenkämpfe, die der Angeklagte bis zum Augenblicke der Tat durchgemacht haben mußte.

Der Jörg war zuerst geknickt und bekümmert dagesessen; wie er aber den Verteidiger so sprechen hörte, begann er verwundert den Kopf höher und höher zu heben, und endlich blickte er stolz, mit unsäglicher Verachtung im Saale umher. Wer von allen, die da saßen, hatte so ein reichverzweigtes, vielgestaltiges Seelenleben aufzuweisen?

Aber kaum war der Verteidiger zu Ende, da stand gleich wieder an einem andern Nebentischchen so ein Stänkerer auf. Der war schon früher dem Jörg durch sein teuflisches Lächeln und Kopfbeuteln in der unangenehmsten Weise aufgefallen. Der Jörg hatte sich noch darüber gewundert, daß der Präsident diesen notorischen Hetzer und Ruhestörer nicht schon längst hatte aus dem Saale weisen lassen. Der borgte sich nun den Angeklagten noch einmal aus — nur auf ein Viertelstündchen, wie er sagte — und nach kaum zehn Minuten hing an dem ganzen Jörg kein guter Faden mehr. Da begann sein Haupt wieder zu sinken, tiefer und tiefer; und endlich überkam ihn

vor sich selbst ein solches Grausen, daß er entrüstet ausspuckte und murmelte:

„Pfui Teufel! Hängt ihn auf! Der Haderlump verdient den Strick redlich!“

Also morgen präzise 7 Uhr.

Der Scharfrichter hatte soeben vorgesprochen und seinen Besuch auch richtig zu Hause getroffen.

Der Jörg saß gerade bei seiner letzten Mahlzeit und aß sich mit wütendem Behagen immer weiter in den Karpfen hinein. Der Scharfrichter wollte ein Gespräch in Gang bringen, aber der Jörg war nicht dafür zu haben und bedeutete ihm: „Herr, Sie sind für mich Luft!“

Der Scharfrichter hätte auf diese Bemerkung vielleicht manche nicht ganz unbegründete Einwendung machen können; aber nicht wahr, man will doch nicht immer gleich zu fachsimpeln anheben. Also schwieg er, und drehte schüchtern verlegen seine beiden Daumen umeinander herum.

Da hub der Delinquent auf einmal gewaltig zu räuspern und würgen an.

„Mensch, was ist Ihnen?“ fuhr der Scharfrichter besorgt vom Sessel auf. „Reden Sie

doch! Haben Sie am Ende gar eine Gräte geschluckt? Wirklich? Um Gottes willen!"

Er klopfte dem räuspernden Jörg den Rücken ab und erteilte seine Ratschläge.

„Stecken Sie einen Finger in den Rachen! Vielleicht geht dann die Gräte herauf! Essen Sie einen Bissen Brot, vielleicht geht dann die Gräte mit hinunter!"

Dazu jammerte er in allen Tonarten:

„Da haben wir die Bescherung! Aber lieber Herr! Wer wird auch an einem solchen Tage Karpfen essen! Sind Sie verrückt?"

Bald war der Gefängnisarzt zur Stelle.

„Eine Gräte geschluckt? Was? Gut!"

Dann schob er sich das Röllchen ein wenig zurück und tastete mit dem Finger Jörgs Rachen ab, rechts und links, oben und unten.

„Na! Wo steckt denn das Luderchen?"

Mit Hilfe des Spiegels entdeckte er die Gräte endlich in einer Schleimhautfalte nahe dem Kehlkopfeingang.

„Gut! Jetzt den Grätenfänger her!"

Der Grätenfänger ist ein Stäbchen, dessen Spitze einen kleinen Schwamm trägt. Beim Einführen dieses Instrumentes in den Rachen soll sich angeblich die Gräte in dem Schwämm-

chen verfangen. Dann und wann trifft dies zu, häufiger aber löst sich bei solchem Beginnen vom Stäbchen der kleine Schwamm los und sucht sich neben der Gräte zu etablieren. Der Schwamm wird dann meist mühelos wieder heraufbefördert.

Inzwischen stürzte schon bleich vor Aufregung der Gefängnisdirektor herbei.

„Herr Doktor, was hör ich! Der Delinquent eine Gräte geschluckt! Bitte die Gräte... die Gräte ...“

„Gleich! Gleich! Ich führe soeben den Grätenfänger ein!“

„Ja! Also ...“

Es folgte ein Augenblick höchster Spannung. Endlich kam der Grätenfänger wieder ans Tageslicht.

„Also, Herr Doktor! die Gräte ... wo ist die Gräte?“

Der Arzt besah sich den leeren Grätenfänger und meinte dann, kaltblütig auf Jörgs Hals deutend:

„Da drinnen!“

„Um Gottes willen,“ stöhnte der Direktor: „Die Gräte ... die Gräte ...“

Der Doktor ließ sich nicht aus der Ruhe

bringen. Er ging mit dem Grätenfänger ein und aus, aus und ein.

Schon eilte der Präsident herbei. Man hatte den alten Herrn aus dem Schlaf geklopft. Dann der Vizepräsident und der Staatsanwalt. Beide in höchster Aufregung.

„Schöne Geschichten das! Herr Doktor, die Gräte . . . die Gräte . . . die verdammte Fischgräte,“ schnaubten sie.

„Ein wenig Geduld, meine Herren! Sie steckt halt an einer etwas schwer zugänglichen Stelle! Gehe soeben wieder mit dem Grätenfänger ein!“

„Ja . . . also . . .“

Der Arzt hatte kaum das Instrument aus dem Hals zurückgezogen, da wurde er auch schon umringt und umtobt:

„Herr Doktor, die Gräte . . . die Gräte . . . wo ist die verfluchte Fischgräte?“

Der Arzt untersuchte den Grätenfänger und deutete dann mit bewunderungswürdiger Seelenruhe auf Jörgs Hals:

„Da drinnen!“

Der Direktor wimmerte; der Präsident wischte sich den Angstschweiß von der Stirn; der Staatsanwalt starrte mit hochgezogenen

Brauen den Grätenfänger an. Sein scharfes Auge mußte daran etwas ungehöriges entdeckt haben.

„An diesem Stäbchen war soeben noch ein Schwämmchen dran,“ stänkerte er den Doktor an. „Wo ist jetzt auf einmal das Schwämmchen hingekommen?“

„Das ist auch da drinnen!“ lächelte resigniert der Arzt und förderte nun wenigstens das Schwämmchen aus Jörgs Rachen zutage. Er kannte diese Grätenfänger zur Genüge.

Jörgs Rachenschleimhaut begann zu schwellen. Die Aufregung wuchs.

„Da gibt es kein langes Besinnen. Ein Spezialist muß her! Rasch! Nur rasch! Koste es, was es koste!“

Der Spezialist für Hals, Kehlkopf usw. kam mit einer riesigen Instrumententasche herangerast.

„Herr Dozent . . . wir sind in Verzweiflung . . . die Gräte . . . die Gräte . . .“

Um den Spezialisten herum lagerte ein dichter Dunstkreis von Zuversicht und Seltstvertrauen.

„Aber, meine Herren!“ tröstete er nach

allen Seiten. „Seien Sie getrost! Es wird alles gut! Ich bin ja da!“

Aus den Tiefen der Riesentasche wurden die Instrumente hervorgeholt und reihenweise auf dem Tische ausgebreitet. Er führte ganz andere Sonden als sein Kollege, ganz anders konstruierte Spiegel und vor allem viel höher entwickelte Grätenfänger. Er machte auch ungleich raffiniertere, kompliziertere Handgriffe. Die Gräte bekam er zwar auch nicht aus der schwellenden Schleimhaut heraus, aber die kühne Art und Weise, wie er sie durch anderthalb Stunden hindurch unter den Verzweiflungsrufen der Gerichtsherren drinnen ließ, war schon an und für sich ein technisches Meisterstück und wirkte überwältigend.

Endlich zog sich Jörgs boshafte Rachenschleimhaut vollends über der Gräte zusammen und entrückte sie so allen Späherblicken.

„Kalte Umschläge! Rasch!“ ...

Jörgs Schleimhaut schwoll, der Atem ging schwer. Die Uhr schlug Mitternacht, schlug eins.

„Eisumschläge! Rasch! Rasch!“

Jörgs Schleimhaut schwoll. Der Atem ging pfeifend. Die Uhr schlug zwei, schlug drei.

„Der arme Mann muß Luft bekommen . .

koste es, was es koste!" schrie der Präsident und raufte sich die Haare.

„Ein Professor muß her!" befahl der Staatsanwalt. „Ist auf der Stelle vorzuführen!"

Der Professor kam selbstverständlich ohne Instrumente und behielt, wie es manchmal bei Professoren üblich, die Hände hartnäckig in den Hosentaschen. Er sprach die Ärzte überlegen lächelnd mit den Worten St. Petri an:

„Die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, was, meine lieben Herren Kollegen?"

„Entschuldigen, Herr Professor," wollte der bewegliche Spezialist scharf erwidern, doch jener unterbrach ihn in jovialstem, bittendem Tone:

„Lieber Kollega! Lassen Sie den Professor weg! Tun Sie mir den Gefallen, ja? Ich geb nichts auf solche Äußerlichkeiten!"

Dann wendete er sich zu dem kranken Jörg:

„Der Mann ringt nach Luft! Sehen die Herren Kollegen diese Cyanose . . . diese inspiratorischen Einziehungen . . ."

„Was Sie sehen, sehe ich auch, Herr Professor!" erwiderte der Spezialist gereizt über diesen Kathederton.

„Bitt, lassen Sie den Professor weg, ja?"

bat dieser wieder in jovialstem Ton und erklärte dann weiter:

„Da gibt es kein Besinnen, meine Herren Kollegen . . . oedema glottidis! Da ist sofort der Luftröhrenschnitt vorzunehmen, verstehen Sie?“

Der Spezialist lächelte noch, aber in seinem Gesicht leuchtete und sprühte die helle Wut.

„Gewiß versteh ich! Zufällig habe ich sogar schon meine Instrumente für die Operation vorbereitet! Also ich danke gütigst für die Belehrung!“

Dieser Ton reizte nun wieder seinerseits den Professor:

„Ich denke, als Professor darf ich schon noch ein Wort mitsprechen, wie?!“

Da unterbrach aber der Spezialist den Professor in jovialstem, bittendem Tone:

„Bitt, lassen Sie den Professor weg! Tun Sie mir den Gefallen . . . ja? Ich gebe nichts auf solche Äußerlichkeiten!“

Der keuchende Jörg wurde rasch zurecht gelegt. Der Spezialist war in seinem Element. Seine Haare sträubten sich vor Wichtigkeit. Im Nu hätte er sich des Rockes entledigt und die Hemdärmel aufgestülpt. Er entwickelte

in der Ausführung der Operation eine Geschicklichkeit und Fixigkeit ohnegleichen. Und dabei fand er noch Zeit, den Professor mehrere Male mit dem Ellbogen äußerst sanft und elegant beiseite zu schieben.

„Wenn mir der Herr Kollega ein wenig Raum lassen möchten ... so, danke! Genügt schon!"

Auf eins, zwei hatte der Jörg den Luftröhrenschnitt appliziert, und auf drei saß ihm die Kanüle bereits tadellos im Röhrenschlitz. Pfeifend strömte die Luft ein. Nun mochte über dem Kehlkopfeingang die Schleimhaut schwellen wie sie wollte; der Jörg atmete frank und frei durch die Kanüle. Rasch war die Cyanose verschwunden.

„Gott sei gelobt! Der Mann hat Luft bekommen," jubelte der Präsident. Der Direktor weinte Freudentränen. Stiegen auf und nieder, durch alle Korridore hallte die frohe Kunde:

„Der Mann hat Luft bekommen!"

Sogar der ewig dräuende Staatsanwalt sah nun versöhnlicher drein und senkte auf einen Augenblick mildbewegt die hochgezogenen Brauen.

Nun ging nach dem Befinden des Jörg

Tag für Tag ein Gefrage los; ein hoher Gerichtsfunktionär nach dem anderen kam vorgefahren:

„Wie gehts ihm? Was macht er? Hat er Fieber? Hat er eine gute Nacht gehabt? Wie steht es mit dem Appetit?“

Der Arzt vermochte kaum mit den auf ihn einstürmenden Fragern fertig zu werden. Solange die Welt steht, hat man sich noch niemals so eindringlich um das Befinden eines Kranken aus so niederer Sphäre erkundigt. Ja, wenn halt einmal hohe Herren menschenfreundliche Zustände bekommen, dann tun sie gewiß des Guten zu viel!

„Herr Doktor, schreitet die Besserung fort?“ fragte der Präsident; und der Staatsanwalt mit inquisitorisch hochgezogenen Brauen:

„Sagen Sie mir, Herr Zeuge . . . will sagen Herr Doktor, wie lange kann es dauern, bis wir den Patienten endgültig heraushaben?“

Und der Vizepräsident — er scheint ein sogenannter „guter“ Richter zu sein — schärfte dem Arzte ein:

„Herr Doktor, sorgen Sie ja dafür, daß der Mann ordentlich herausgefüttert wird . . . erstklassige Verpflegung natürlich, Kraftbrühen,

auch Weine, damit wir ihn möglichst bald wieder auf die Beine bringen! Es koste, was es koste!"

Eine von Jörgs Wärterinnen, die beim Verbandwechsel zu assistieren pflegte und sich dabei einmal eines kleinen Versehens gegen die Regeln der Antiseptik schuldig machte, wurde auf der Stelle entlassen. Umsonst war ihr Bitten und Flehen.

„Gehen Sie, Frau! Da hilft kein Bitten, wo es um Menschenleben geht! Denken Sie nur, wenn durch Ihre Nachlässigkeit Jörgs Halswunde in Eiterung überginge, und der Mann daran stürbe! Entsetzlich; der Gedanke ist nicht auszudenken! Gehen Sie, Frau, Sie sind entlassen!"

Als nach wenigen Tagen die kleine Halswunde geheilt war, machte man sich sogar noch an die Massage der Narbe.

Und als sich der Jörg endlich infolge der aufopferndsten Pflege bei Tag und Nacht so pudelwohl und kerngesund fühlte, wie noch nie in seinem Leben, da wurde er eines Morgens, präzise um 7 Uhr, zu einem kleinen Spaziergang eingeladen.

Nicht weit, hieß es. Nur die paar Schritte

über den Korridor, vier bis sechs Stufen hinunter und dann durch ein kleines Türchen hinaus in den kleinen, dreieckigen Galgenhof. Dort wurde der Jörg bereits feierlich erwartet. Sie waren alle da, die kürzlich über seine verlegten Luftwege in so aufrichtige Verzweiflung geraten waren. Auch der Präsident. Der schob nun feierlich den Delinquenten einem schwarzgekleideten Herrn zu; es war derselbe, den der Jörg gelegentlich seines Besuches mit der törichten Phrase: „Herr, Sie sind für mich Luft!" so unfreundlich abgetan hatte.

Damals, als dem Jörg die Fischgräte im Halse stak, hatte der Präsident verzweiflungsvoll ausgerufen:

„Der arme Mann muß Luft bekommen ... es koste, was es koste!"

Und jetzt schaffte er: „Der Mann da darf keine Luft bekommen! Walten Sie Ihres Amtes!"

Der Jörg schüttelte nur den Kopf, als ob er manche Dinge ganz und gar nicht verstünde.

Und der Scharfrichter tat, wie ihm geheißen. Das Luftentziehen war so sein Lebensberuf.

Der anwesende Gefängnisarzt untersuchte den baumelnden Jörg zweimal, als ob er

nicht wüßte, was ihm fehle; aber er schnitt ihn beileibe nicht vom Strick, wie es seine Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre; er ärgerte sich noch darüber, daß das Herz des Jörg nicht und nicht aufhören wollte zu schlagen. Ein seltsamer Anstaltsarzt, nicht wahr?

Hernach, als alles gut vorüber war, betete der Anstaltsgeistliche — mit Ausnahme der Philosophie waren sämtliche Fakultäten offiziell im Galgenhofe vertreten — das übliche Vaterunser. Und als er zu der Stelle kam: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, da gab es dem Jörg, obwohl er schon ganz tot war, noch einen Riß.

Die Honorarforderung des Halsspezialisten für den erfolgreichen Luftröhrenschnitt und die submissseste Rechnung des Scharfrichters für die von Amts wegen durchgeführte Luftentziehung liefen gleichzeitig bei einem hohen Präsidio ein, und wurden auch beide unter einem prompt liquidiert.



Das Glückskind.

Bei der Pflegefrau auf dem Lande wuchs Kleinlieschen auf. Wie mager das siebenjährige Körperchen war; was für ein dünnes Hälschen; und darauf ein welkes Köpfchen; und das fahlblonde, schüttere Haar gab ein Zöpfchen so kurz und dünn, wie ein Vogelschweifchen zur Mauserzeit. Das dünne Röcklein hatte es schmutzig und schleißig; die Händchen rauh und blau und schwielig von der Kälte, vom Wassertragen und Reisigsammeln für die alte Pflegefrau.

Ihre zwei weißen Katzen streichelte die Alte und küßte sie sogar. Wenn sie es etwa leugnen will — Nachbarsleute haben es gesehen. Darum gediehen sie so wohl und fett, daß sie sogar auf das Mausen vergaßen. Abends nach der Milch nahm sie die Pflegefrau mit sich ins Federbett — die Kätzchen, die süßen, das eine legte sie sorgsam zu Häupten, das andere zu

Füßen. Das Kind kroch unter die Stiege; dort im Winkel neben der Hühnersteige hatte es seine Streu.

O Lieschen, warum bist du kein weißes Kätzchen geworden?

Wenn der Postbote nicht pünktlich am Monatsersten das Pflegegeld brachte, ging die Alte murrend herum und hob gegen Lieschen drohend den Finger:

„O du böses Pflegekind!“

Ging er auch am zweiten Tage mit seiner großen, ledernen Botentasche am Häuschen vorüber, dann spreizte sie grimmig die knochigen Fäuste in die Hüften und fuhr Lieschen an:

„Ungeratenes Kind! Was ist mit dir! Du wirst ja mit jedem Tage böser!“ Und es bekam an dem Tage zur Strafe nichts zu essen.

Kam der Bote auch am dritten Tage nicht, dann fuhr die Alte wie ein Wirbelwind in der Stube herum, griff nach Lieschens Zöpfchen und zog es hin und her wie ein Uhrenpendel:

„Noch nie hab ich so ein böses Pflegekind gehabt! Und hast du dich bis morgen früh nicht von Grund auf gebessert, dann“ — nun kam die größte Drohung — „schicke ich dich

in die Stadt zu deiner Mutter Schneiderin heim!"

Bei dieser Drohung wurde es Kleinlieschen immer so wohl und warm. Das wollte es ja. Es sehnte sich ja so sehr nach der Mutter, die es niemals gesehen. Viele Nächte lang sehnte es sich und träumte es unter der Stiege von ihr, und faltete die schwieligen Händchen und betete, nur der Postbote solle kein Geld mehr bringen, damit es endlich heimgeschickt würde. Aber am vierten Morgen kam er immer so gewiß, wie der Tag nach der Nacht und ließ ein bißchen Geld und viel Branntweingeruch in der Stube zurück; dann war vom Heimschicken nicht mehr die Rede.

Aber Kleinlieschens Herzchen schrie nach der Mutter. Es dachte nach, was es recht Böses tun könnte, um heimgeschickt zu werden. Da nahm es ein Holzscheit und hieb damit auf die weißen Kätzchen los. Als das die Alte sah, wurden ihre Augen groß wie Teller und fingen im Kopfe wie Windrädchen zu rollen an. Sie kniff ihre dürren Lippen grausam zusammen, bog Kleinlieschen über das Knie und schlug es mit dem Holzscheit immerzu. Dabei fragte sie immer:

„Wirst du noch einmal die armen Tierlein schlagen? Noch einmal, die armen, armen Tierlein?" Denn sie hatte Mitleid mit den Tieren.

Aber so weh die Schläge taten, Lieschen sagte immer:

„Ja, noch einmal schlag ich sie .... und noch einmal," damit es ja gewiß heimgeschickt werde; denn sein Herzchen schrie nach der Mutter.

Die Alte schlug, bis ihr vor Müdigkeit das Holzscheit aus den Händen fiel. Dann humpelte sie über die Gasse zum Nachbar hinüber, der morgen mit jungen Schweinchen in die Stadt zu Markte fahren wollte. Den bat sie, er möge das Kind mit den Schweinchen auf den Wagen packen. Dann ging die Alte schlafen mit den Kätzchen, den süßen; das eine legte sie sorgsam zu Häupten, das andere zu Füßen.

Lieschen kroch in die Streu unter der Stiege und schlang feste die Ärmchen um das schmutzige Kopfkissen. Gerade so und noch fester wollte es sich morgen von der Mutter umhalsen und streicheln lassen.

Der lange, dürre Schneider Ziegenblüh

hüpfte fröhlich in der Stube herum. Er hatte alles, was ein Schneider zu seinem Glücke braucht: Am Tische beim Strickstrumpf saß die Seinige. Sie war wohlgestaltet, voll und üppig, und das paßt so einem Schneider. In der Wiege rechter Hand lag ein jähriger, winziger Ziegenblüh; aber so klein er war, er meckerte schon beinahe wie der Vater. Im Gitterbettchen linker Hand lag das fünfjährige Annchen. Das hatte erst eine schwere Krankheit durchgemacht und war nun wieder im Genesen. Und beide Kinder glichen ihm, dem Vater, aufs Haar. Diese Beruhigung auch noch; und da sollte ein Schneider nicht hüpfen und fröhlich sein!

„Hab alles, was ich begehr," meckerte er in Lust, hob den Kleinen aus der Wiege und schwang ihn feierlich vor seiner Alten auf und nieder:

„Hier hab ich einen Er!" Dann hüpfte er mit seinen langen Spinnenbeinen an das Gitterbett und hob das genesende Annchen heraus:

„Hier hab ich eine Sie ..... bin der Glücksschneider Ziegenblüh!"

Und die Schneiderin sah wonnesam von

ihrem blauen Strickstrumpf auf, ließ eine Masche fallen und lächelte in Züchten.

Da öffnete sich ein wenig die Tür. Ein Bauer, der mit jungen Schweinchen in die Stadt zu Markte gefahren war, steckte seinen struppigen Kopf herein. Er lugte nach der Frau Meisterin aus, schob dann sachte Kleinlieschen in die Stube und sagte:

„Da hätt ich so eine Sach abzugeben für die Frau Meisterin!“

Dann machte er die Türe wieder zu und ging davon, ohne auf eine Vergütung zu warten.

Nun ließ die Frau Meisterin nicht bloß eine Masche, sondern gleich den ganzen Strickstrumpf fallen.

Der Schneider war nicht dumm; ihm ahnte was. Er begann vor Aufregung Daumen und Zeigefinger aneinander zu reiben, als ob er einen viel zu dicken Faden zum Einfädeln hätte.

Der Gerechte falle siebenmal des Tages, begann schluchzend die Schneiderin ihre Beichte. In einer schwülen Kirchweihsommernacht, da hätte ihr von einem Soldaten geträumt;

achtzehn Monate, bevor sie die werte Bekanntschaft des Meisters Ziegenblüh zu machen die Ehre gehabt. Und siehe da, sie wisse nicht wie ..... Sie habe ihm das Malheurkind verschwiegen, weil sie vom Herrn Meister Ziegenblüh jede, auch die kleinste Unannehmlichkeit fernhalten wollte.

Der Schneider fuhr in der Stube herum wie der Teufel im Weihbrunnkessel und stieß in langgezogenen Tönen höchster Erkenntnis immer nur die Worte hervor:

„So, so! Nun geht die Uhr recht! So, so; so, so!“

Er stellte sich keuchend vor dem kleinen Eindringling auf, wie ein böser Ziegenbock, der zustoßen will, und nagte an der Unterlippe, daß sein Geißbärtchen wagrecht stand. Dann drehte er sich auf dem Absatz herum, riß seine Schildkappe vom Nagel, stürzte aus der Stube und schlug die Tür so heftig hinter sich zu, daß Lieschen von dem Winde beinahe umgeblasen wurde.

Es stand an den Pfosten der Stubentür gelehnt und hatte einen Finger in den Mund gesteckt; denn es war todverlegen und brachte kein Wörtlein heraus, weil die Mutter so

unfreundlich schaute. Aber endlich faßte Lieschen doch Mut und sagte leise:

„Mutter!"

„Du Malheurkind, nenn mich nicht Mutter," fuhr die Schneiderin in die Höhe.

Sie riß Lieschen den Finger aus dem Mund und schlug es auf die Hand. Dann stieß sie das Kind in die dunkle Küche hinaus zu den Russen und Schwaben.

Und das war nun sehr traurig, wo sich doch Lieschen von der Pflegefrau hatte blutig schlagen lassen, um zur Mutter heimgeschickt zu werden.

Die glücksstille Schneiderstube widerhallte nun von Streit und Zank.

Der Meister Ziegenblüh saß wild verbissen beim Essen und seine Augen schauten kreuzweise übereinander. Er hatte kaum von der Suppe gekostet, da warf er auch schon den Löffel hin:

„Es ist kein Ordnung mehr in der Welt!"

Die Meisterin überflog prüfend den Tisch, ob etwa Messer oder Gabel oder das Salzfaß fehle.

„Alles ist verkehrt! Es geht nichts mehr der Reihe nach!"

„Nichts mehr der Reihe nach," fuhr die

Schneiderin drein: „Stellt man dir vielleicht deine Mehlspeis vor der Suppe auf?"

„Ja . . . ja . . . die heilig Schrift hat recht: Die ersten werden die letzten sein! Hm, nach dem Fünfjährigen, nach dem Einjährigen kommt jetzt das Siebenjährige!"

Dann flogen seine kreuzweis gestellten Augen wieder vergleichend zwischen Lieschen im Winkel und der Meisterin hin und her. Bald hingen sie forschend an dem Kinde, dann bohrten sie sich wieder tief in das Gesicht der Meisterin.

„Kein Gleichnus ist . . . kein Gleichnus," fing er dann wieder böse zu stänkern an.

Die Meisterin fragte:

„Und was soll kein Gleichnus sein?"

„Keinen Zug hat es von dir; hm . . . hm; wem mag es denn nur gleichen? So hat es wohl seine Augen? Und seine Nase? War er ein schöner Mann? He? Vielleicht von der Garde? He?"

Der lange, dürre Schneider begann vor Eifersucht zu hüpfen:

„Ob er ein schöner Mann war . . . will ich wissen? Wirst reden? He?"

Nun kam sie auch in die Hitze.

„Ja!“ schrie sie ihm in die Ohren. „Ein schöner Mann; kein Schneider!“

Da sprang er auf und begann sie zu würgen und mit der Faust nach ihr zu schlagen.

„Du Laster! Denkst wohl noch an ihn?“

Dann riß der Glücksschneider Ziegenblüh wieder seine Schildkappe vom Nagel, stürzte aus der Stube und schlug die Tür hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Die Schneiderin stand da wie begossen und hätte vor Scham und Zorn in die Erde sinken mögen. Nun hatte er sie geschlagen und gewürgt, zum erstenmal in ihrer Ehe. Nun war es vorbei mit allem Frieden. Sie warf sich hin und begann bitterlich zu weinen.

Kleinlieschen kam aus dem Küchenwinkel herangeschlichen und sagte:

„Mutter!“

Da fuhr die Schneiderin auf, als hätte sie eine Natter gestochen.

„Hab ich dir nicht verboten das Muttersagen? Soll der Teufel dein Mutter sein!“

Hoch auf loderte ihr Zorn. Das Kind war ja an allem schuld.

„Deinetwegen hat er mich geschlagen und

gewürgt, du Rabenkind. Wirst noch einmal Mutter sagen?"

Und sie hieb auf das Malheurkind los. Lieschen krümmte sich unter den Schlägen und beteuerte:

„Nein . . . Mutter . . . ich sags gewiß nicht wieder!"

Das Kind verschnappte sich immer. Allen Zorn und Scham über ihres Mannes Roheit schlug die Schneiderin in das Malheurkind hinein. Dann stieß sie es wieder in den Küchenwinkel zu den Russen und Schwaben.

Lieschen rieb sich die Augen, aber es konnte nicht weinen.

Da erwachte gerade das kleine Schneiderprinzeßlein im Gitterbette von einem Schläfchen und seufzte. Im Nu war die Mutter bei ihm, gab ihm gleich einen Löffel voll Himbeersaft, nötigte ihm ein süßes Biskuitchen auf und fing mit ihm an zu kosen und streichelte ihm die dicken Ärmchen und tat so wunderlieb:

„Mein Liebling . . . mein Einziges . . . mein krankes Süßchen . . . und bist du erst ganz gesund, dann sollst du sehen, was ich für dich Sachen und Sächelchen habe!"

Das Malheurkind hatte sich in der Küche auf die Zehenspitzen gestellt, damit es durch das kleine Guckfensterchen in die Stube sehen könne.

Die Mutter holte aus dem Kasten ein neues weißes Röckchen mit roten Maschen; das hatte sie während Lieblings Krankheit, wo sie Tag und Nacht nicht von seinem Bette gewichen, unter Tränen geschneidert; dann holte sie die neuen seidenweichen Schühchen mit schwarzen Maschen und neue Handschuhlein für die halbe Hand mit grauen, kleinwinzigen Mäschchen, und breitete alles auf dem Bettchen aus, damit das Kind nur sehe, was für Herrlichkeiten seiner beim ersten Ausgang warten. Und das tönerne Sparschweinchen holte die Mutter herbei und ließ die Münzen vor Annchens Ohren klimpern:

„Da horch . . . kling . . . kling! Während du krank warst, mein Herzchen, haben wir es voll gemacht . . . schau nur, was das Schweinchen für ein dickes Baucherl hat!"

Und sie hob Klein-Annchen aus dem Bettlein und schaukelte es auf den Knien: „Hossa, hossa reite . . . Und jetzt gib mir ein Küßchen und schlaf wieder, Liebling!"

Die Mutter blieb beim Bettchen sitzen, bis

ihr Annchen eingeschlummert war. Sie wehrte ihm die Fliegen, horchte auf seine Atemzüge, strich ihm die goldigen Haare aus der Stirne, fächelte ihm Luft zu, schob ihm das vorgerutschte nackte Ärmchen sorgsam unter die schützende Decke, damit es ja kein Rheumatismuschen bekomme. Und als das Kind fest schlief, nahm die Mutter die Schere und schnitt ihm ein goldenes Löckchen ab, das sie über ein dutzendmal küßte; dann legte sie das Löckchen auf ein kleines Seidenkissen und deckte einen Glassturz darüber. Dann schlich sie leise auf den Zehenspitzen hinaus, zur Wohnungsnachbarin hinüber. Ihr Herz war übervoll, sie mußte es jemandem klagen, was ihr heute der Mann getan. Auf dem Wege durch die Küche sah sie das Malheurkind im Winkel kauern:

„Wenn du nur zutiefst im Wasser lägest, ehvor wird kein Friede mehr!"

„Kann man auch tun," dachte sich Lieschen. „Besser zutiefst im Wasser bei den Fischen, als man darf seine Mutter nicht Mutter heißen. Und wenn einen Bein und Knochen von den Schlägen wie Feuer brennen, ist das Liegen im kühlen Wasser das schlechteste nicht!"

Als die Mutter fort war, ging Lieschen in

die Stube und zog Ännchens weißes Kleidchen an, damit es nicht wie ein Bettlerkind im Wasser liegen müsse. Dann schlug es dem tönernen Sparschweinchen den Bauch entzwei und steckte die Kreuzer zu sich, damit es doch auch ein Geld habe auf dem Weg zum Wasser. Dann ging es fort und gedachte so bald nicht wiederzukommen.

Auf dem Wege zum Wasser kam es an einem Ringelspiel vorüber. Die Mittelachse des Ringelspiels bildete ein riesig langer, dicker hölzerner Chineser. Der drehte sich immer ganz langsam und hölzern wie ein echter Chineser im Kreise, während die Rößlein und Wagen an den äußeren Hebelenden nur so dahinflogen; und so komisch wackelte er mit dem drei Ellen langen Zopf, daß die Leute alle lachen mußten.

Die Stimme des Ausrufers hatte einen Klang, wie wenn man kleine Holzklötzchen in einer Blechbüchse schüttelt:

„Einsteigen, meine Herrschaften! Kopf für Kopf zehn Neukreuzer! Kinder und Militär vom Feldwebel abwärts zahlen die Hälfte! Wer keinen Kopf hat, darf ganz umsonst mitfahren!“

Dann scheuchte er wieder die armen Kinder fort, die immer um die Ringelspiele herumstehen:

„Wer kein Geld hat, ist ein Lump! Husch, husch, ihr kleinen Lumpen! Aber du komm nur immer vor, du kleines Prinzeßchen im weißen Kleide! Du bist brav — du hast Geld . . . steig ein!“

„Laß mich gern noch einmal drehen,“ dachte sich Lieschen und stieg ein. „Im kalten Wasser lieg ich noch lang genug ruhig!“

Je rasender die Rößlein mit den Kutschen im Kreise flogen, desto mehr freute sich Lieschen. Es begann zu lachen und patschte in die Hände:

„Ach du mein . . . ist das doch schön!“

Alles wirbelte nur so dahin; nur der hölzerne Chineser drehte sich immer gleich langsam und steif im Kreise und das war ein Spaß. Lieschen erwischte ihn von der Kutsche aus beim Zopf und begann daran wie an einem Glockenstricklein zu zerren.

„Hotte hü . . . du hölzerner Chineser, dreh dich . . . schneller . . . ringsum und um . . .“

Ein wahrer Wonnetaumel erfaßte das Kind. Seine Wangen brannten wie rote Lichtlein.

Bald lehnte es sich tief in die Wagenpolster zurück und schloß selig die Augen; dann sprang es wieder auf und ließ sich stehend im Kreise fahren. Das lange Sitzen vertrug nämlich Lieschen nicht, denn die Striemen von Mutters Schlägen brannten wie Feuer.

Dann stieg es wieder aus und wählte sich eine andere Kutsche.

„Jetzt die grüne Kalesche mit den zwei Rappen ... und jetzt die blaue mit den zwei Fuchsen ... und jetzt steig ich gar noch in die große, goldige Kutsche ein ... mit den vier weißen Schimmeln dran ...“

Das kostete doppelt so viele Kreuzer, aber es machte nichts; das Sparschweinchen hat nicht umsonst den dicken Bauch gehabt.

Und die armen Kinder, die immer so traurig um die Ringelspiele herumstehen, weil sie kein Geld zum Mitfahren haben, schauten Lieschen mit sehnsüchtigen Augen nach. Ein armer Junge in zerrissenen Höschen rief in den Wagen hinein:

„O du Glückskind! Du hast es gut!“

Da winkte Lieschen ganz vornehm aus der Kutsche und sagte herablassend und leutselig wie ein Prinzenkind:

„So komm halt in meine Kutsche herein, du armes Teufelein; will dich mitfahren lassen!"

Husch! war der blasse Betteljunge neben Lieschen in dem goldigen Wagen.

„Mich auch laß mitfahren, du Glückskind, mich auch ... mich auch!"

Vier, fünf Kinder drängten sich an die Kalesche mit den vier Schimmeln und streckten sehnsüchtig bittend die Händchen aus.

„Na, so kommt halt auch herein, ihr armen Kinder," sagte Lieschen.

Die armen Kinderlein stiegen, rot und blaß vor Aufregung und Freude, in den Wagen, drückten sich enge aneinander und machten sich ganz schmal, damit sie ja nicht mit ihren zerlumpten Kleidern Prinzeßchens weißes Röckchen streiften. Als sich das Ringelspiel mit ihnen zu drehen begann, schrien sie vor Freude: „Juchheirassa" und rieben vor Lust die bloßen Füßchen aneinander auf und ab, wie die Fliegen beim Zuckernaschen.

Lieschen aber tat recht vornehm, als ob es jeden Tag solche Vergnügungen haben könnte.

„Sag, du Glückskind," fragte der blasse Junge: „Warum tust denn du nicht sitzen bleiben? Immer stehst wieder auf!"

„Weil mir das Sitzen weh tut,“ sagte Lieschen.

„Mir tut das Sitzen auch oft weh, wenn mich der Vater geschlagen hat!“

„Wißt, ihr lieben Kinder,“ erklärte Lieschen und rümpfte gegen das Bürschlein nur verächtlich das Näschen:

„Meine Mutter ist so vernarrt in mich! Den ganzen Tag tut sie mich auf ihren Knien hossa, hossa reite schaukeln! Und ihre Knie sind so spitzig ... wißt ihr, sie ist eine Schneiderin, und davon tut es mir weh!“

„Und ein dünnes Zöpfchen hast,“ meinte ein anderes Kind. Denn Lieschen wurde von den scharfen Kinderaugen um und um gründlich gemustert.

„Glaubs euch schon,“ meinte Lieschen, „daß ich ein dünnes Zöpfchen hab! Die Mutter tut mir immer Haarlöckeln abschneiden! Eines tragt sie wie eine Kette um den Hals ... und eines im Betbuch, und eines unter einem Glassturz auf einem seidenen Kissen neben dem Bett, damit sie immer und überall von mir ein Löckchen zum Küssen hat!“

Und die Kinder sahen einander traurig an und sagten:

„Oh, du hast es gut, du Glückskind!“

Ein anderes Kind hatte inzwischen Lieschens dünne Ärmchen besehen:

„O, deine Ärmlein sind voll blauer und brauner Flecke, als ob man dich geschlagen hätt!“

„Glaubs euch schon,“ sagte Lieschen, „daß ich voll blauer Flecke bin! Weil mich meine Mutter beim Küssen immer gar so fest drücken tut! Immer heißt es: Lieschen ... mein Süßchen, und sie drückt mich so fest, daß ich schon einen blauen Fleck neben dem andern hab! Ich lauf ihr noch einmal davon, denn was zu viel ist, ist zu viel!“

„O du garstiges Kind!“ rief der blasse Knabe und schwere Tränen rannen ihm über die Wangen. „Wär ich froh, wenn ich eine solche Mutter hätt!“

Lieschen horchte hinter sich. Sie hörte von weither das wilde Getobe und Kreischen der Schneiderin. Sie war schon auf der Suche.

Nun ist es Zeit, dachte sich Lieschen. Es erhob sich und sagte:

„Fahrt ihr nur noch einmal herum, ihr armen Kinder! Ich muß jetzt gehn; mir ist, als hör ich schon wieder die Mutter nach mir rufen:

Lieschen, mein Süßchen!"

Lieschen hüpfte leichtfüßig aus der goldigen Kalesche und lief, so schnell es laufen konnte, dem Wasser zu.

Hinter ihm her stürmte mit wildfunkelnden Augen die Schneiderin. Sie hatte schon von weitem Annchens weißes Kleidchen mit der roten Masche erkannt.

Lieschen hörte nicht auf zu laufen, bis es vor dem tiefen Wasser stand. Die Schneiderin war wie eine Furie hinterdrein und schwang drohend den Haselstock.

„Tut mir sehr leid, mein lieber Herr Haselstock," dachte sich Lieschen, „aber ich will keine neue Bekanntschaft mehr machen." Und krabbelte die steil abfallende Böschung des Flusses hinunter.

Knapp vor dem strömenden Wasser blieb es stehen und dachte sich:

„Nun will ich aber doch meiner Mutter zu guter Letzt noch eine kleine Bosheit antun!"

Und als es die Mutter auf der Höhe der Böschung auftauchen sah, rief es hinauf:

„Mutter, da bin ich! Mutter!"

„Ich will dir schon abgewöhnen das Muttersagen!" brüllte die Schneiderin blaurot im Ge-

sicht und kletterte vorsichtig Schritt für Schritt den Uferdamm herunter. Und als die Schneiderin endlich unten war und mit der Faust nach Lieschens Zöpfen greifen wollte, da hüpfte Lieschen mit gleichen Füßen frischauf in das tiefe Wasser. Es machte einen Plumps, wie wenn ein Frosch zur Abendzeit vor dem nahenden Wanderer vom Ufer weg in den Teich hüpft.

Und nun war es, als hätte der Frau Schneiderin niemals in der Kirchweihnacht von einem Soldaten geträumt.

Die armen Kinder kehrten mit geröteten Wangen und glänzenden Augen heim und konnten nicht genug von dem vornehmen Schneiderprinzeßlein erzählen. Der blasse Junge in den zerlumpten Höschen träumte noch Nächte lang von dem Glückskind und ging jeden Tag zum Ringelspiel fragen, ob es nicht wieder gekommen sei; er beschrieb es: ein weißes Kleidchen mit roter Masche habe es angehabt.

Aber niemand, niemand wollte es wiedergesehen haben.



Die Lebensretter.

❖

Sein Weib war im Brotkampf der Großstadt früh verblüht. Es wurde ihm auf die Dauer zuwider. Weiberreiz brauchte er wie einen Bissen Brot. Und eines Tages war er nicht mehr da; sie mochte wohl nach ihm rufen, und Straß auf und nieder alle Bekannten nach ihm fragen — er hatte sich mit einer Jungen, Vollen, Rassigen, die beim Lachen weiße Zähne zeigte, über das große Wasser davongemacht. Dort wollte er ein neues Leben beginnen, nachdem er das alte wie die Raupe den Balg kurzweg abgestoßen hatte.

An Geld hatte er ihr zwar keinen roten Heller zurückgelassen, aber wenigstens die beiden Kinder ließ der Gemütsmensch der Mutter; den sechsjährigen Franzel mit den prachtvollen, großen Grauaugen und schwarzen, seidenglänzenden Wimpern, und das vierjährige, bleichwangige Hederl.

Die zwei jungen Geierlein schrien gierig nach Futter; das leib- und seelenkranke Weib konnte nicht genug herbeischaffen. Sämtliche Möbelstücke und Kleiderfetzen, Eßzeug und Kochgeschirr, alles war aus der Elendstube unter dem Dache bereits in das Leihamt oder zum Trödler gewandert.

Die Mutter ließ ihre Augen verzweifelt in alle Winkel der leeren Stube gleiten. Es war nichts mehr da. Nur Tür und Fensterstock standen noch. Aber ob etwas da war oder nicht — die jungen, gierigen Geierlein schrien immerdar nach Futter; nur um so lauter noch hallte ihr Geschrei in der rattenkahlen Bude.

Und da hatte die Mutter, um die jungen Mäulchen und Mägen noch einmal voll zu stopfen, irgendwie und irgendwo zugelangt, wo eben etwas zu erlangen war; stehlen, glaube ich, heißen das die Leute.

Der Polizeiagent steht vor der Wohnungstüre und klopft und schellt:

„Machen Sie auf, liebe Frau! Geschieht Ihnen nichts! Ich hol Sie nur in den Arrest ab!"

Die Mutter kauert mit den Kindern im hintersten Winkel der Elendstube auf dem

Boden; sie hat Arme und Hände um die aufgezogenen Kniee geschlungen und starrt in verzweifelter Ruhe vor sich hin.

Da hat man den Kindern immer vorgesagt: Ehrlich bleiben, nicht lügen, nicht stehlen ... und nun soll man vor den eigenen Kindern als Diebin stehn. Nein! Das sollen die Kinder nicht erleben.

Mutter will nicht öffnen.

Es schellt und klopft immerzu.

Der Franzel hatte sich fest und steif eingebildet, es sei jemand mit guter Botschaft draußen, der Einlaß begehre, und wollte immer zur Türe. Aber die Mutter hielt ihn wortlos fest. Das kleine schmächtige Hederl saß munter und guter Dinge neben der Mutter auf dem Boden, eng an sie geschmiegt. So oft es draußen schellte und pochte, lachte das Kind hell und zerrte im Takt an Mutters Rock.

„Gling .. gling .. und .. bum .. bum ... tut wieder machen ... bum ... bum und gling ... gling ...“

Der Agent suchte der Mutter den Mund wässern zu machen:

„Frau, machen Sie auf! Die neuen Zellen haben Luftheizung, elektrische Beleuchtung, so

schön haben Sie in ihrem Leben noch nicht gewohnt; und die Fahrt dahin machen wir im grünen Wagen; auf Ehre, er steht schon vor dem Tor . . . Also aufgemacht, lassen Sie das Glück herein!"

Der Franzel wollte sich nicht mehr halten lassen.

„Mutter, Glück hat er gesagt! Jetzt sperr ich aber auf!"

Die Mutter starrte geradeaus vor sich hin und sagte nicht ja, noch nein; aber so wie der Franzel zur Türe wollte, um das Glück hereinzulassen, tappte sie jedesmal nach seinem Arm und zog ihn zurück.

Mutters Seele bebte und zitterte. Drinnen flehten und flennten die Kinder ums Aufmachen; draußen pochte der Agent.

Da fiel sachte der Tropfen, der Mutters längst schon randvollen Elendbecher zum Überlaufen brachte.

Sie sprang plötzlich vom Boden auf. Eine furchtbare, namenlose Bangigkeit vor der Welt erfaßte sie. Es war ihr, als tobte in der Stube herum eine wilde, reißende Bestie, die mit aufgesperrtem Rachen nach ihr und ihren Kindern schnappen wolle. Mit irren, angst-

vollen Augen suchte sie nach einem Ausweg für sich und ihre Lieben.

Sie riß in ihrer Todesangst den Franzel an sich und hob ihn auf die Brüstung des offenstehenden Lichthoffensters.

„Franzel . . . da komm . . . im Lichthof unten sind wir sicher . . .“

Sie gab ihm einen Ruck. Der Franzel sauste in die Tiefe. Er hatte nicht einmal Zeit gehabt einen Schrei auszustoßen; nur angesehen hatte er die Mutter noch mit entsetzten, großen, grauen Augensternen.

Die Mutter umklammerte das bleichwangige, zartknochige Hederl und deckte es schützend mit ihrem Leibe, damit es die anstürmende Bestie nicht erschnappe:

„Fortfliegen . . . Hede . . . Engele spielen . . .“

Das Weib flüchtete mit dem Kind im Arm auf das Fensterbrett, als wäre das zähnefletschende Tier hart hinter ihnen her.

Das Kind drückte sein schwindelndes Köpfchen angstvoll an Mutters Brust und rief mit dünnem, hellem Stimmchen:

„Mutter . . . oh . . . Hedi mag nit fliegen . . . nit Engele spielen . . .“

Aber schon flogen Mutter und Kind nach

der Welt fort, in den kleinen Lichthof, dem Franzel nach.

Der Polizeiagent paßte noch immer vor der Türe wie eine Katze vor dem Mausloch und klopfte und schellte. Bis schreckensbleich der Hausmeister dahergestürzt kam:

„Was wollen Sie denn? Die Frau ist schon längst unten!"

Das Unglück war kaum geschehen, da kam auch schon der rote Wagen der Rettungsgesellschaft herangerast und stellte sich neben dem grünen Schubwagen auf, der so lange vergebens die Mutter erwartet hatte.

Ja, auch auf arme Leute warten dann und wann Equipagen unter dem Haustor.

Der Rettungsarzt prüfte und sichtete mit kundigem Blick alles, was er in dem kleinen Lichthofe vorfand. Die Körperchen der beiden Kinder ließ er in die Totenkammer schaffen; sie waren der zähnefletschenden Bestie Welt glücklich entronnen. Aber mit der Mutter fuhr der Rettungswagen in rasendem Tempo dem Krankenhause zu; denn in ihr hatte der Doktor noch Leben entdeckt. Der Professor stellte im Kinisein der Ärzte den Grad und die Zahl der

Verletzungen fest, welche die Mutter beim Sturze erlitten hatte:

Schädelbasisbruch; Lungenimpression; Leberverletzung; gemeine Rippen- und Knochenbrüche, soviel man nur wollte.

„Meine Herren! Die Verletzungen sind furchtbar; aber es ist noch Leben in ihr! Also herbei, herbei; helfen Sie, laufen Sie, machen Sie sich nützlich!"

Hei, wie da die Ärzte flogen und sich hilfreich bemühten: Da wurde desinfiziert und gewaschen; gefascht und verbunden; verklebt und vernäht; ach, wie viele Hände regten sich; wie viele schlaflose Nächte wurden der Armen geopfert; welche Summe chirurgischer Geschicklichkeit und Tüchtigkeit wurde aufgewendet, um das teure Leben zu erhalten. Der Professor inzidierte, infizierte, trepanierte, ligierte; er dachte kaum an Schlaf und Essen; das schöne Wort: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, war ihm zu Fleisch und Blut geworden. Viele Wochen lang hing das Leben der Kranken an einem Zwirnsfaden. Hundertmal hatte der Tod nach der Frau die Hand ausgestreckt; unter dem Bette hervor langte er nach ihr; unter Professors Achsel hindurch

und darüber hinweg griff er grinsend nach dem Weibe; aber der Professor schlug mit seinen Skalpellen nach dem dürren Bruder und vertrieb ihn mit Asepsis. Es war ein langes Ringen und Kämpfen.

Endlich begann der Professor leise, leise zu hoffen.

„Wenn diese und jene Komplikation nicht eintreten würde — aber sie tritt wahrscheinlich ein — ich sage nur, wenn es nicht der Fall wäre . . . dann bestünde die eventuelle Möglichkeit, sie durchzubringen!"

Mit solcher Reserve stellte er die erste Prognose. Aber im Laufe weiterer Wochen ward er immer zuversichtlicher. Mit dieser Frau hatte er schon einmal ein rechtes Glück. Keine Komplikation, auch nicht das kleinste unangenehme Zwischenfällchen trat ein; alles heilte per primam, alles ging wie am Schnürchen. Da war es wirklich einmal ein Vergnügen, Arzt zu sein.

Eines Tages kam der Professor zur Kranken, untersuchte sie nach allen Seiten, nickte immerzu befriedigt und schmunzelte still vergnügt in sich hinein. Dann setzte er sich vertraulich zu ihr auf den Bettrand, strich ihr milde

lächelnd das Haar aus der Stirne und atmete erlöst auf:

„Liebe gute Frau, Sie haben mir viel Sorge und Kummer bereitet, aber jetzt sind wir durch; Sie gehören wieder dem Leben!“

Die Mutter phantasierte im Genesungsfieber immer von den Kindern.

„Laßt mich zu den Kindern heim, habt ihr gehört? Wenn mir auch alles im Kopf umgeht wie ein Mühlenrad, aber das weiß ich: Mutter und Kinder gehören zueinander; hört, ihr grausamen Leute: laßt mich zu Franzel und Hedi heim . . .“

Bis endlich mit der fortschreitenden Genesung auch das Erinnerungsvermögen langsam wiederkehrte. Nach und nach erfuhr die Mutter alles. Man hatte ihr das Schicksal der Kinder solange als möglich verheimlichen wollen. Aber es ging wirklich nicht länger; denn der große Krankensaal faßte Raum für zwanzig Frauen, und sämtliche Betten waren besetzt.

Die Mutter saß auf dem Bettrand. Sie war rings umgeben von Blumen, Obstkörbchen, Backwerk und Süßigkeiten. Der Professor, die Assistenten, ja ganz fremde Leute, die unter gewöhnlichen Umständen niemals

daran gedacht hätten, einer armen Frau solche Präsente zu machen, hatten ihr zum Abschied Gaben gespendet; denn die Mutter sollte heute, nachdem sie viele Monate im Krankenhause zugebracht, „geheilt" entlassen werden. Die Polizei war bereits verständigt.

Die Frau aß nicht von den guten Sachen; sie sah nicht die vielfarbigen Blumen und roch nicht ihren Duft. Sie hielt ihre Blicke immer krampfhaft auf eine Stelle des Fußbodens gerichtet und schlürfte mit den Schuhsohlen darüber hin, als wollte sie Spuren verwischen.

Sie sah da immer zwei Blutflecken, einen größeren dunkelroten und einen kleineren blassen, rosenroten; und die wollten nicht von den Fliesen verschwinden, so eifrig sie auch mit den Füßen darüber fegte.

Der Professor kam auf seinem Visitengang mit den jungen Praktikanten zum Bette der Mutter:

„Hier, meine Herren diese Frau ist gewissermaßen mein Renommierfall!"

Er streifte mit ein paar flüchtigen, beiseite gesprochenen Worten die Krankheitsursache und fuhr dann laut fort:

„Patientin wurde in einem jammervollen Zustande auf meine Abteilung gebracht; die gebrochenen Knochen standen ringsum auf wie Stoppeln auf einem Ackerfeld; na, schauen Sie die Frau jetzt an! Der rechte Arm zum Beispiel war dreimal gebrochen! Und jetzt passen Sie mal auf, meine Herren! Liebe, gute Frau . . . heben Sie den Arm . . . ja? Recht so!"

Die jungen Mediziner konnten nicht genug staunen über die Beweglichkeit des Armes und die glänzend verheilten Bruchstellen.

„Der Unterkiefer war zweimal frakturiert; Splitterbruch, wohlgemerkt," fuhr der Professor fort: „Und nun passen Sie mal auf, meine Herren! Liebe, gute Frau, öffnen Sie den Mund! — So! Brav! — Und jetzt beißen Sie die Zähne fest aufeinander Gut!"

So demonstrierte der Professor unter dem riesigen Beifall der Hörer den glatt verheilten Kieferbruch und noch einen ganzen Rattenkönig anderer Brüche und Verletzungen, deren Heilung der chirurgischen Wissenschaft alle Ehre macht.

Die Frau saß auf dem Bettrand und gehorchte wie ein Automat. Sie ließ an ihrem

kunstvoll zusammengeflickten Körper herumtasten und herumdemonstrieren, soviel man wollte. Nur die Stellung ihrer Füße wollte sie nicht verrücken lassen. Da mochte ihr der Professor noch so lieb und gut zureden — die Füße hielt sie krampfhaft auf die Stelle des Fußbodens gepreßt, wo sie immer die beiden Blutflecken sah. Diese Stelle verbarg und deckte sie ängstlich mit ihren Sohlen. Ihrer Kinder Blut sollte niemand sehen.

Sie konnte es kaum erwarten, bis der Professor mit dem Hörerschwarm weiter ging.

Ein junger Mediziner raunte seinem Kollegen ins Ohr:

„Wenn ich Professor wär, mit der Patientin würde ich reisen!"

Als der Professor fort war, tauchte die Mutter ihr Taschentuch in das Wasserglas auf dem Nachtkästchen und sah sich heimlich nach allen Seiten um. Als sie sich unbeobachtet glaubte, bückte sie sich hastig auf den Boden nieder und begann mit dem nassen Tuche die Dielen zu scheuern. Die beiden Flecken wollen nicht verschwinden; sie sind immer da: der dunkelrote, und der kleine blasse rosenrote.

Wie die Mutter so rieb und scheuerte,

spürte sie plötzlich an ihrem Rocke etwas krabbeln; als ob sich kleine Fingerchen daran festhalten und einkrallen wollten; und ein fadendünnes Stimmchen hörte sie hinter sich leise klagen und wimmern:

„Mutter oh; Hedi mag nit fliegen; nit Engele spielen . . .“

Die Mutter sprang vom Boden auf und schaute hinter sich: Sah sie zu Häupten des Bettes den Franzel stehen, wie er sehnsüchtig mit großen grauen Augen nach den Obstkörbchen und Süßigkeiten starrte.

Da packte die Mutter ein Grauen. Sie floh wie gehetzt aus dem Saale. Über Korridore und Gänge lief sie, durch Höfe und Gärten, durch Gassen und Straßen der Großstadt, über weite Plätze hin . . .

Vor ihr her lief der Franzel; und neben ihr, hart an Mutters Lende geschmiegt, trippelte das klein ausschreitende Hederl; es hatte die Fingerlein fest in ihren Rock verkrallt, damit es nur im Straßengewirr die Mutter nicht verlöre.

Dort glänzt der Strom. Mutter lauf zu; das Wasser wird dich von aller Qual erlösen.

Als die Mutter in die Nähe der Brücke

kam, stand der flinkbeinige Franzel schon dort und wartete; als die Mutter die Brücke erreicht hatte, stand er bereits sprungbereit auf dem Geländer und winkte ihr mit den Augen; und als sich die Mutter in Erlösungssehnsucht mühsam auf das Geländer geschwungen hatte — denn bleischwer hing klein Hedi ihr am Rock — da hatte der Franzel schon den Sprung gewagt; aber er war verkehrt gesprungen, das Gesicht der Mutter zugewendet; so brauchte er seine großen grauen Augen auch während des Sturzes nicht von ihr zu lassen.

Der Wachmann Nr. 335, ein junger, blühender, blondbärtiger Riese stand keine zwanzig Schritte weiter unten auf Posten. Er sah die Frau von der Brücke ins Wasser springen. Rasch lief er die Uferböschung entlang und spähte hilfsbereit nach einer Rettungszille aus. Selbstverständlich war weit und breit keine zu sehen. Mit den Rettungszillen ist es wie mit den Wachleuten: es gibt deren, oja; aber gerade, wenn man sie dringend benötigt, sind sie manchmal nicht zur Stelle; der brave 335er ist ausgenommen.

Dort treibt die Mutter schon gegen die

Mitte des Stromes. Einen Augenblick besann sich der Wachmann. Man hat auch sein Weib und ein jung Kind zu Haus; aber es geht um seines Nächsten Leben, und wer ein braver Mann ist, besinnt sich nicht lange. Er warf den Rock von sich, schlüpfte hurtig aus den hohen, schweren Lederstiefeln und sprang der Frau nach in die kalte Flut. Mit kraftvollen Armschlägen teilte er das schmutzige Wasser und pustete mit vollen Backen die Luft vor sich her, um sich Nase und Mund frei zu halten.

Am Ufer und auf der Brücke sammelten sich rasch die Leute an. Kopf an Kopf drängten sie sich und sahen aufgeregt dem Schauspiel zu. Machten dabei ihre Bemerkungen:

‚Der schwimmt ja wie ein Neufundländerhund!'

‚Er hat sie schon . . . er hat sie . . .' ging es durch die Reihen.

Einer stieß seinen Nachbar an:

‚Mit Verlaub, ich seh schlecht; ists eine Junge oder eine Alte?'

Eine neue Bewegung geht durch die Menge:

‚Sie wehrt sich; aber der ist stark wie ein Bär; sie kommt ihm nicht aus!'

Der Polizist schwamm mit der Geretteten uferwärts. Die Strömung trieb ihn wohl noch ein Stück weit mit, aber er kam dem Ufer immer näher.

Die aufgeregte, von Wachmanns Heldentat begeisterte Menge lief und drängte der Stelle zu, an welcher der kühne Retter sich zur Landung anschickte.

Ein Händeklatschen und Tücherschwenken ging los. Je näher er dem Ufer kam, um so rasender tobte der Beifall. Hundert hilfreiche Arme streckten sich in christlicher Nächstenliebe nach dem todesmutigen Retter und halfen ihm mit der schweren Last über die steile Uferböschung hinauf.

Der Wachmann war kaum mit beiden Füßen aus dem Wasser, da ertönte auch schon das bekannte schrille Pfeifchen; der rote Wagen der Rettungsgesellschaft raste heran. Der Arzt und seine Gehilfen sprangen fix vom Wagen, drängten unwillig die müßigen Gaffer beiseite und machten sich über die leblose Frau her.

Der Wachmann ließ sich erschöpft auf der Uferböschung nieder. Er zitterte vor Kälte. Das Wasser tropfte von seinem Leibe. Auf Augenblicke wurde ihm schwarz vor den Augen.

War auch eine übermenschliche Anstrengung gewesen! Das Weib hatte sich gewehrt wie eine Wahnsinnige und ihn zweimal in die Hand gebissen. Er wurde von allen Seiten umringt und umjubelt. Jeder wollte ihm die Hand schütteln, jeder sein Gesicht sehen; wortkarge Männer wurden im Lobeseifer redselig wie alte Weiber; Mütter hoben ihre Kinder hoch.

Eine sehr resolute Bürgersfrau mit rotem Gesicht drängte sich mühsam an den Wachmann heran:

„Zittern ja vor Kälte wie espenes Laub! ... Marsch! Auf der Stell ziehen Sie sich Rock und Stiefel an und dann heim mit Ihnen ins warme Bett! Verstanden!“

Im Nu war des 335ers Bluse zur Stelle. Vier Damen leiteten die herkulischen Arme des Wachmanns sorgsam, zart, als wären sie gebrechliches Zuckerwerk, in die Ärmel.

„So! Und jetzt noch die Stiefel! Wo haben Sie denn Ihre Stiefeln?“

Hundert geschäftige, hilfsbereite Menschen suchten eifrig das Ufer ab nach Wachmanns Stiefeln.

Da schob sich ein schlichter Mann aus dem Volke vor und berichtete:

„Vor fünf Minuten hab ich bei der Brücke droben so einen polizeiwidrigen barfüßigen Kerl in hohe Stiefel schliefen sehen! Auf eins, zwei war er in den Stiefeln, und auf drei in der nächsten Seitengasse!"

Da begannen die vorne Stehenden zu schmunzeln; andere fragten:

„Was ist? Was gibt es zu lachen?"

„Man hat dem Wachmann die Stiefel gestohlen," ging es von Mund zu Mund. Die Heiterkeit wuchs. An allen Ecken und Enden begann es zu kichern. Einer steckte den andern an. Lachsalven flogen auf. Und als nun gar der Wachmann in steigendem Ärger und stotternd vor Kälte immerfort nach seinen Stiefeln rief, da gab es kein Halten mehr. Die Menge brüllte vor Lust und Behagen. Böse Witzworte fielen. Man stichelte und witzelte, foppte und verhöhnte den Hüter der öffentlichen Ordnung, der sich seine Stiefel stehlen ließ.

Schade, daß der Gauner, der sie ihm gestohlen, nicht zur Stelle war. Der wäre jetzt der Menge Held gewesen.

Der von Frostschauern geschüttelte Wachmann mußte zum endlosen Gaudium der Leute

in Strumpfsocken über die Straße laufen und sich in die nächste Droschke flüchten.

Hinter dem Wagen her johlte der Pöbel.

Der Rettungsarzt und seine Gehilfen bemühten sich eindringlich um das anscheinend leblose Weib. Es wurde fieberhaft gearbeitet. Man hatte ihr den Kopf tief gelagert; machte ihr den Mund und die oberen Luftwege frei; man massierte ihren Körper kunstgerecht von unten und oben nach dem Herzen zu; man kitzelte ihr die Fußsohlen und Handteller, um die Haut zu reizen; man leitete die künstliche Atmung ein; nichts wurde unversucht gelassen, um den erlöschenden Lebensfunken wieder anzufachen . . .

Gott sei Dank, endlich begann der Körper zu reagieren. Der Arzt wischte sich den Schweiß von der Stirne und atmete auf:

„Gerettet!"

Die Arme wurde sorgsam in wollene Decken gepackt und vorsichtig in den Wagen gehoben. Der Arzt und seine Gehilfen sprangen fix nach. Der Kutscher haute auf die Pferde ein. Das Pfeifchen schrillte. Der Rettungswagen rollte in rasendem Tempo durch Gassen und Straßen der Großstadt.

Die übermenschliche Anstrengung im kalten Wasser war selbst für den riesenstarken 335er zu viel gewesen. Er lag mit entzündeten Lungen sterbenskrank daheim, gepflegt und gewartet von seinem jungen Weibe. Das Fieber raste wie ein verheerender Wildbach durch den herkulischen Körper; es warf ihn auf dem Lager auf und schüttelte ihn, daß die Bettstatt krachte. Seine fieberglänzenden, blauen Augen starrten immer und immer wieder in den Stubenwinkel. Dort sah er in seinem Fieberwahn den Tod in Gestalt eines Tigers auf dem Boden liegen und mit tückischen gelben Katzenaugen zu sich herüber blinzeln.

Der vielbeschäftigte Kassenarzt kam, sah, schrieb und ging; das Weib eilte ihm immer bis zur Stiege nach; wenn sie nach einer Weile wieder leise in das Zimmer kam, waren ihre Augen verweint.

„Was flennst? Meinst, ich hab schon die Reisestiefel an? Dummes Weib!“ So tröstete sie der Todkranke in lichten Augenblicken.

„Keine Minute hab mirs besonnen, meines Nächsten Leben zu retten; dafür soll meines hin sein?“ Er reckte die fieberheißen Hände gen Himmel empor:

„Wills Gott, gilts Gott ... es gibt noch eine Gerechtigkeit!“

Dann irrten seine Augen wieder in den Stubenwinkel, wo er Tag und Nacht den Tiger auf der Lauer liegen sah:

„Glotz nur her . . verfluchte Tigerkatz; du wirst mich nicht fassen!“

Er wurde immer kränker. Der Doktor gab keine Hoffnung mehr. Er möge seine Sache mit Gott in Ordnung bringen, ließ er ihm durch das Weib sagen.

Aber der Wachmann wollte nichts davon wissen:

„Und so wahr ich auf die ewige Seligkeit hoff ... und in Sünden bin; aber jetzt brauch ich mit Gott noch kein Ordnung zu machen: Ehender bricht Welt und Himmel ein!“

Der Tiger im Winkel erhob sich und schlich sich mit weichen Pfoten von der Ecke gegen die Mitte des Zimmers. Dort legte er sich wieder auf die Lauer und blinzelte mit seinen gelben Katzenaugen zum Bett hinüber. Das Weib schluchzte laut.

„Weib und Kind . . . haltet ruhig! Mir kann und kann nichts geschehen; es gibt noch eine Gerechtigkeit.“

Der Tiger erhob sich und schlich leise näher. Knapp vor dem Bette duckte er sich zum Sprung. Seine Schnauze berührte den Bettrand; sein glühender Atem streifte den Kranken.

Das trostlose Weib zündete die Sterbekerze an.

Der kranke Riese keuchte und atmete schwer. Große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn.

Aber er starrte dem Tiger furchtlos in die glühenden Augen:

„Spring mich an, wenn du kannst . . .“ lallte er. „Ehender kugelt Himmel und Welt durcheinander!“

Der Tiger sprang auf. Mit einem Satze war er auf dem Bett und warf sich über ihn her. Der Wachmann keuchte; seine Arme schlugen in der Luft herum; er wehrte sich verzweifelt um sein Leben. Es half nichts. Der 335er mußte sich ergeben. Die riesigen Arme begannen sich zu lösen; der gewaltige Brustkorb wollte sich nimmer heben.

In finsterer Todesruhe lag er auf dem Strohsack. Sein brechendes stahlhartes Blauauge irrte Gerechtigkeit suchend von der Welt weg ins Jenseits.

Aber Himmel und Erde fielen nicht durch-

einander. Die Natur lag in tiefem Frieden. Draußen grünte und blühte es; die Luft war weich und lind und hell schien die Sonne bis in Mutters Tobsuchtszelle. Da saß sie wohlbewacht in ungestillter Todessehnsucht: tobte und schrie:

„Neunmal verflucht der Hund, so mich aus dem Wasser gefischt!"

Braver 335er; warum mußtest du gerade zur Stelle sein, als Eine ins Wasser sprang?



Kasper und Resi.

Jungstark sind sie beide; Kasper und Resi; und haben sich gern. Macht nur kein Gesicht; es ist alles in Ehren: sind Mann und Weib. Im Kasten in der Kammer, im Schubfach rechts, liegt der Trauschein. Seht selber nach; die beiden haben nicht Zeit. Sie haben zu kratzen. Es geht um den Kreuzer, von der Hand in den Mund. Er muß Sommer und Winter, Abend für Abend nach Innsbruck zu; neben den Gäulen her, mit hochgeladener Botenfuhr, auf einsamer, nächtiger Straße; und früh wieder heim. Sie bürstet, wäscht, ringt und scheuert in fremden Häusern im Tagwerk; greift überall zu, wo ein Gulden zu erschinden; denn das Leben schlägt hart wie ein Schmiedehammer: Der Zins für die Kammer; Milch und Kaffee; und der Zucker sündteuer; schmeckt bald schon mehr bitter wie süß.

Mitten in den schläfrigen Morgen hinein gellt schrillend der Wecker. Mit einem Ruck die Resi vom Lager auf. Das Mannsbett daneben steht unberührt. Der tappt irgendwo auf staubiger Straße neben den Gäulen. Sie striegelt und wäscht sich in fliegender Eile, aber darum nicht weniger sauber. Auf Reine hat Jung-Resi noch immer gehalten. Lüftet die Kammer, stellt den Kaffee auf:

„Kaffee sied; ich muß ins Tagwerk; der Rat übersiedelt!“

Singt ein Liedel; deckt des Mannes Bett auf und das ihre zu. Ihre Augen hängen immer am Uhrenzeiger. Schlürft stehend das Frühstück, stellt des Mannes Teil warm, und zur Tür hinaus in die Morgenfrische. Eben ächzt die hochgeladene Botenfuhr in den Gassenbug ein. Bockstarr, steifbeinig, den Kopf gesenkt, trottet der riesige, blondschnauzige Kasper hundmüde neben den dampfenden Gäulen:

„Hü!“

„Der Kaffee steht im Ofenröhrl,“ ruft ihm das Weib im Vorüberlauf zu; sieht ihn an, wie verloren, einen Augenblick lang; und schon hastig um die Ecke, daß der Kittel fliegt: Der Rat übersiedelt!

„Bis morgen Mittag muß die Holzfuhr vom Wald vor der Ladentür stehn, sonst . . .“

So läßt der Krämer dem Kasper sagen. Und er spaßt nicht, der Krämer.

„Bis morgen ist noch lang!“ Der breitbrustige Fuhrknecht torkelt in die einsame Kammer. Sieht Resis Bett säuberlich zugedeckt; das seine steht offen.

Da kläfft er wie ein böser Hund:

„Der Kaffee steht im Ofenröhrl!“

Als hätten erst jetzt ihm ihre Worte ans Hirn geschlagen. Ja, Schwerfuhrleute fahren langsame Bahnen. Greift mit derbroten Fingern die Schale heraus; sauft sie stehend zur Neige; wischt sich den tropfenden, weißblonden Schnauzbart. Sieht nach, ob das Weib ihm den Wecker gesteckt für Spätnachmittag; zum Wagenladen. Sie hats nicht vergessen, heut nicht und nie; er schmunzelt dazu, bleckt die hundweißen Zähne:

„Ist schon recht, die Resi!“

Hilft sich schwerklotzig aus den krustigen Stiefeln und mit einem bleischweren Wurf querüber ins Bett. Und schon sägt schlafwütige Müdigkeit laut schnarchend durch die einsame Kammer.

Ja, wenn ein Rat übersiedelt! Das geht in die Füße. Treppauf und treppab schleppt Resi die Lasten; ja, jung, stark muß man sein, da kommt was vom Fleck; Kisten und Kästen, Matratzen und Gläser. Klirr — eins liegt in Scherben. Die Frau Rat hinterher:

„Dafür zieh ich dir zwei Zwanziger vom Taglohn ab!“

Zwei Zwanziger gleich! Die Resi steht da; macht ein hartes Gesicht. Doch die Arbeit drängt weiter; keuchend und schnaufend trepp-auf und treppnieder, Kästen ein, Kästen aus, durch Zimmer und Kammer.

Das Leben schlägt hart wie ein Schmiede-hammer!

Junger Fuhrknecht steh auf! Der Wecker schnurrt ab! Liegst noch immer querüber? Spät nachmittag ist! Wagen laden, Boden-fahren fünf Stund weit nach Innsbruck, und früh wieder heim!

Er schnellt laubfrisch vom einsamen Lager auf; lacht.

„Kreuztibiteufl, dös heiß ich geschlafen!“

Wer so schanzt, der wird müde; wer so müd ist, der schläft; wer so schläft, wacht stark

auf. Er pfeift sich ein Liedel und hinein in die Stiefel.

„Kraft han ich für Sechse; einen Baum reiß ich aus!“

Schaut sich in der Kammer um, als such er einen Feind. Sieht das Weibsbett fein säuberlich zugedeckt. Flucht:

„Kreuztibitenfl!“ Und geht Wagen laden.

„Dreißig Mehlsäck fahren mit; sechs Ölfasseln auch; und drei Ballen Tuch kriegt der Tuchscher retour; haben nicht die richtige Breite! Und bis morgen Mittag muß die Holzfuhr vom Wald vor der Ladentür stehn — Schubladenzieher; Zibebenklauber ...“

Als hätten Krämers Worte erst jetzt ihm ans Hirn geschlagen. Die Fuhr ist bald geladen; lachend schwingt der Kasper Sack und Ballen auf die Wagenbrücke; singt noch dazu. Jetzt die „Plache“ darüber. Die Gäule haben gefuttert:

„Marsch aus dem Stall, Rapp und Tiger! Eingspannt wird! Findest her da zum Wagenscheit; Sattlgaul, du Teufelskaliber!“

Die Peitsche in der Hand, fahrbereit, steht der Kasper noch zaudernd vor den massigen Gäulen. Greift die alte Spindeluhr, vom

Großvater her, aus dem blauverschossenen Fuhrmannskittel; sieht genau auf die Zeiger:

„Ein Viertlstund gib ich noch zu; wenn sie jetz käm! Möcht gern noch ein bißl diskuriern mit der Resi!"

Und späht mit seinen blitzblauen Fuhrmannsaugen scharf über die mächtigen Gäule hinweg, gierig in den dunkelnden Gassenbug:

„Aber so ein Teufelsweib ist wie ein Pfitschipfeil! Kriegst es nie zum Schießen!"

Dort kommt sie um die Ecke. Das läßt sich der Fuhrknecht gefallen:

„Ah, Resi, jetzt kommst mir grad recht! Können wir noch ein Viertlstund diskuriern!"

Greift schmunzelnd nach ihr mit täppischen Fingern.

„Sauber bist, Resi!" Und zieht sie ins Dunkel.

Sie schiebt ihn von sich; hält sich kaum auf den Füßen.

„Gib mir ein Ruh! Spür kein Hand und Fuß mehr vor lauter Müd; und morgen große Wäsch beim Richter! Diskurier du mit deinen zwei Gäulen!"

Und schon vorüber an ihm, der Kammer zu; haut die Tür ins Schloß: ist selber spring-

zistig, daß sie jetzt so hundmüde. Steckt sich den Wecker für morgen; schält sich schon im Halbschlaf aus Kittel und Mieder; fällt in ihr Bett; weiß nichts mehr.

Der Kasper haut fluchend auf die Gäule ein:

„Hü! Kreuztibiteufl!"

Tappt neben dem knarrenden Wagen gen Innsbruck zu, einsam die nächtige Straße.

Das Weib schläft wie ein Sack durch die ganze Nacht; ohne Traum, sechs Ellen tief, als hätte man sie ins Wasser geworfen. Bis der Wecker in den dämmernden Morgen schrillt. Da streckt sie gesund wie ein Jagdhund die Glieder:

„Ah; geschlafen hab ich! Kreuzpudelwohl!"

Wie die jungen Arme und Beine ordentlich federn. Mit einem frischfrohen Ruck vom Lager auf.

Das Mannsbett nebenan steht unberührt. Der tappt irgendwo auf einsamer Straße und „dischkuriert" mit seinen zwei Gäulen.

Sie zieht sich an im Fluge und singt dazu; deckt des Mannes Bett auf und das ihre zu. Lüftet die Kammer; stellt den Kaffee auf. Schießt um wie eine Forelle im frischen Wasser. Rechnet dabei:

„Heut Wäsch beim Richter; langt für Zucker und Kaffee. Morgen ist Sonntag, da bin beim Apotheker Flaschen putzen; tragt zwei Gulden; der zahlt noch am besten; damit kauf ich einen weißen Vorhang für unsere Kammer; und dem Kasper ein Hemed; und wenns noch langt, ein blaue Schürze für mich! Will mein Wirtschaft sauber haben; nicht untergehn in Dreck und Speck ...“

Ihre Augen hängen immer am Uhrenzeiger:

„Kaffee sied! Es geht schon auf sechse!“

Schlurft stehend das Frühstück; stellt des Mannes Teil warm; stellt ihm den Wecker für Spätnachmittag zum Wagen laden; will hinaus auf die Gasse. Kommt die Richterische Magd, ein plumpsackiger Trampel:

„Die Gnädige laßt sagen, sie laßt heut erst um halbesieben mit der Wäsche anfangen; dafür zieht sie dann was ab!“ Und wieder ohne Gruß zur Türe hinaus; die fühlt sich beim Richter.

Die Resi macht ein hartes Gesicht; sieht auf die Uhr:

„Da lauf ich ja ein ganze halbe Stund

leer!" Setzt sich auf den Rand des Mannsbettes hin in der einsamen Kammer.

„Wenn der Kasper jetzt käm ..."

Es leidet sie nicht in der einsamen Stube; tritt vor die Tür in den dämmernden Morgen. Überschattet die Augen mit der flachen Hand; lugt sehnsüchtig aus nach dem Straßenbug:

„So ein Mannsbild kommt auch nie zur rechten Zeit!"

Eben biegt die hochgeladene Botenfuhr ächzend und knarrend in die Gasse ein.

Dem Weib fährt ein froher Schwall Blut ins Gesicht. Steif stiefelt der Kasper neben den dampfenden Gäulen, treibt sie zur Eile:

„Hü! Kreuztibiteufl!"

Grüßt ihn das Weib mit liebsfreudigen Augen:

„Kasper, bist da? Noch ein Viertelstund hätt ich Zeit! Könnten wir noch ein bißl diskuriern!"

„Kreuztibiteufl! Lass mich in Rueh! Heut bin ich geladen! Diskurier du beim Waschtrog!"

Kein Wunder auch; müde wie ein Hund nach dem Hasentrieb und noch immer kein Rasten: Bis heute Mittag muß die Holzfuhr vom Wald vor der Ladentür stehen, sonst —!

Und der spaßt nicht, der Schubladenzieher, der Zibebenklauber.

„Hü!“

Und vorüber an der Resi mit blutrotem Kopf stiefelt der Kasper neben der ächzenden Fuhr und den schnaubenden Gäulen. Daß sie jetzt so Zeit hätt, das macht ihn noch wilder.

Beim Nachbar, dem Krämer stellt er die Fuhr:

„Oh!“

Spannt aus in der Eile. Kummet und Riemenzeug; heut verwickelt sich alles.

„Heb den Haxen auf, Sattlgaul; stehst ja auf dem Leitseil! Kreuztibiteufl!“

Bringt die Gäule zum Stall. Die sind müde. Schirrt den Rotfuchs ein, der hat die Nacht durch gerastet; wirft ihm das messingglänzende Kummet über; das mit den Eichhornschwänzen. Greift immer wieder mit mühsamen Fingern die Spindeluhr vom Großvater her aus dem blauverschossenen Fuhrmannskittel; die Zeit lauft wie ein Windhund. Kasper, mach weiter; die Holzfuhr bis heut Mittag! Er wischt sich den Schweiß; schiebt den Leiterwagen vor; im Flug aus dem Schuppen. Spannt ein in der Eile:

„Fuchs; her da zum Wagscheit; du ausgeschlafner Seehund!“

Überprüft noch ein letztesmal Stränge und Riemen mit fuchswilden Augen:

„Die Sperrkettn ist zu; den Beißzaum hat er um!“ Dann rittlings auf den Wagenrand, das Leitseil um die Faust:

„Jetzt aber hü!“

Und rasselt in wildem Galopp durch die morgenschläfrige Gasse.

„Jetzt hätt sie derweil; Kreuztibiteufl!“

Das junge Weib steht wie verloren. Es klingt ihr im Ohr, wie ein uraltes Lied von der Sorge ums Brot und vom Liebeversäumen. Sie steht nicht lange; hat zum Träumen nicht Zeit, denn das Leben schlägt hart wie ein Schmiedehammer.

„Jesus; meine Wäsch! Mir rumpelt ja niemand!“

Und frisch, flink um die Gasse, aufs Tagwerk aus, daß der Kittel fliegt im kaltnassen Morgen.

Von Karl Schönherr erschien ferner:

Aus meinem Merkbuch

18. Tausend

B. Z. am Mittag: „Ein Band von vierzehn Geschichten, denen der Dichter den bescheidenen Titel: „Aus meinem Merkbuch" gegeben hat. Es mag gleich gesagt sein, daß der Band zu den besten Novellen-Büchern der letzten Jahre gehört, und daß Schönherr auch in der Form der Erzählung, der Novelle und Skizze eine vollkommene Meisterschaft erweist."

Westermanns Monatshefte: „Wieviel Kraft, Gesundheit und Lebensfreudigkeit ist in diesen Kleinigkeiten! Überall, wo man das Buch aufschlägt, quillt Leben, und scharfe Beobachtungsgabe paart sich mit warmer Liebe zu Gottes Geschöpfen."

Leipziger Neueste Nachrichten: „Wie schön es ist, dergleichen zu lesen! Zumal wenn es so schmuck- und phrasenlos vorgetragen wird. So gemütlich und schnurrig Schönherr zu erzählen weiß, wenn's not tut, hat er doch auch den rechten Ernst. Das soll niemand dem Schönherr nachstümpern. Wie der's kann, so macht's kein anderer!"

Roseggers Heimgarten: „Tiroler aus Holz geschnitzt! Aus altem Ahornholz, es klingt vor Härte, wenn man daran klopft. Aber lebendig! Lebendig zum Mitgehen. Kleine Geschichten und Bauerngestalten, die einen finster traurig, die andern toll lustig. Das heißt dichten, verdichten. Man merkt es wohl, das ist der Verfasser von Glaube und Heimat."

Von Karl Schönherr erschienen ferner die folgenden dramatischen Werke:

Das Königreich + Volksmärchen in vier Akten
3. Tausend.

Der Weibsteufel + Drama in fünf Akten .....
23. Tausend.

Die Bildschnitzer + Eine Tragödie braver Leute
5. Tausend.

Die Trenkwalder + Komödie in fünf Aufzügen
3. Tausend.

Erde + Eine Komödie des Lebens in drei Akten
10. Tausend.

Frau Suitner + Schauspiel in fünf Akten .....
5. Tausend.

Glaube und Heimat + Die Tragödie eines Volkes
83. Tausend.

Kindertragödie + In drei Akten ....
8. Tausend.

Narrenspiel des Lebens + Drama in fünf Akten
3. Tausend.

Volk in Not + Ein deutsches Heldenlied ....
18. Tausend.

